Die Verſchüttung

im

Hauenſtein.

Eine Erzählung

von

A. E. Fröhlich.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1858.

Die Verſchüttung im Hauenſtein.

Auf der Sommerau bei Oberhofen im Schwarzwald ſchaute Margarita, die Magd des reichen Bauers, ſeit einigen Tagen öfter von der Arbeit weg auf die Landſtraße hin, welche über die weſtliche Höhe jenſeits ins ebnere Land hinunter führt. Wie ſie hübſch, geſund und kräftig war, hatte auch ihr ſchönes, ſchwarzes Auge eine beſondere Stärke, und ſie konnte die ganze Stunde weit, da wo die Straße durch die Waldlücke auf die Hochebene ſteigt, nicht nur einen Wagen heraufkommen ſehen und ſagen, mit wie viel Pferden er beſpannt ſei, ſie gab auch die Zahl der in den Einſchnitt des Waldes tretenden Wanderer an und faſt auf eine halbe Stunde weit unterſchied ſie die einzelnen Bekannten. Vom Felde und Brunnen, aus dem Stall, der Scheune und Küche ſchaute ſie ſo ſeit einigen Tagen zumal am Abend auf die Landſtraße hin, und da es gerade Vollmond war, dann noch lange aus ihrer Kammer, deren Fenſter gen Abend ſah über die flacheren Hügel und die breiten Felder und hinter dieſen zur weſtlichen Waldhöhe und deren Landſtraße. Aber wie ſie da aus ihrem Fenſter zwiſchen Rosmarin und Blumen in die helle Nacht hinausſchaute, die Sterne höher ſtiegen und der Mond endlich über dem Walde unterging und die Straße daher nicht kam, wonach ſie ſich ſehnte, dann ſeufzte ſie wieder, ihr Auge wurde naß und ſie ſagte: „Soll es denn

ſo ſein, ſo ſtärke du mich, himmliſcher Vater, daß ich nicht wider dich murre; laß mich nicht verzweifeln; ſtärke mich in dem Glauben, daß auch dunkle Pfade, die du mich leiten willſt, die einzigen Wege ſeien zu meinem Heile, und daß du mich die rechten Straßen führeſt um deines Namens willen." Nach wem hinaus ſchaute denn ſo die ſchöne Margarita?

Neben ihr diente auf der Sommerau der Knecht Andreas. Sie hatten ſich herzlich lieb und waren verlobt. Nun aber hatte Andreas ſchon vor mehreren Tagen nach Karlsruhe hinunter reiſen müſſen; er ſollte um den Kriegsdienſt das Loos ziehen. Auch der Bauer ſah ihn ungern gehen. Er hatte, ohne daß es Andreas wußte, mancherlei verſucht, ihn von dem Ziehen des Looſes zu befreien und ihn bei ſich behalten zu können. Denn Andreas war ihm überaus nützlich, nicht leicht verſtand ein Landmann den Feldbau, die Viehzucht und die Beſorgung der Pferde beſſer, er konnte auch gut leſen und ſchreiben und galt unter den Bauern für einen Gelehrten, weil er ſo viel wußte und las; nicht leicht war ein Knecht treuer und fleißiger als Andreas; auch war er ſtets unverdroſſen, heiter und aufgeweckt, ſang und pfiff oft den ganzen Tag: ſeine Freude und ſein Glück war ihm ſeine Margarita. Dem Bauer wäre es durch die ihm verpflichteten Vorgeſetzten wohl noch gelungen, den Andreas vom looſen zu befreien; wie dieſer aber von ſolchen Umtrieben etwas merkte, ſagte er: „Dazu gebe ich mich nicht hin; ich will von meinen Kameraden weder gehaßt noch verhöhnt ſein, als ſei ich zum Kriegsdienſt untauglich oder feig: am Ende mißgönnt mich der Meiſter dem Großherzog und dienen muß ich in allewege. Ich will auf geraden Wegen gehen und wohin mich Gott führt."

Dieß konnte auch Margarita nur billigen. „Daß ich lieber bei dir bleibe und täglich um dich, ſagte er, und tauſend Mal lieber hier wäre als in der Kaſerne, und lieber in Feld und Stall als auf dem Exerzier- und Paradeplatz, ach das weißt du ſchon. Aber alles, wie Gott will!“ Und ſo nahmen ſie von einander Abſchied; er gefaßter unterdrückte ſeinen Schmerz, ſie aber küßte ihn noch unter vielen Thränen.

„Ich fürchte“, ſagte der Bauer, als Andreas ging, „du bleibſt doch in Karlsruhe ſtecken; ſie werden die Looſe wohl ſo ſchütteln, daß es dich trifft. Du biſt ein Kerl, wie ſie wenige haben, ſo hoch, breit und ſtark, du würdeſt einer der erſten unter den Gardekürassieren. Willſt du dem entgehen, zeige nur nicht, daß du jetzt ſchon gut reiten und mit den Pferden wohl umzugehen weißt. Uebrigens hätteſt du's hier allewege beſſer; nicht wahr Margarita? Auch iſt die Koſt auf der Sommerau eine beſſere als in der Kaſerne, nicht minder die Löhnung.“ „Dieſe“, ſagte Andreas, „hält mich wahrlich nicht auf der Sommerau; und komme ich zurück, ſo ſoll dann über unſern künftigen Lohn auch noch ein Wörtlein geſprochen werden.“ „Darüber kennſt du meinen Willen“, antwortete der Bauer: „Knechte und Mägde hat's überall zur Auswahl.“ „Ich weiß“, ſagte Andreas, „wenn euere Roſſe, Kühe, Ochſen reden könnten, ſie würden zum Abſchied mir etwas Vernünftigeres ſagen; und ja von ihnen will ich auch noch Abſchied nehmen.“ Und ſo ging er in den Stall und ſprach zutraulich mit jedem Thiere und ſtreichelte und hätſchelte ſie und ſchob ihnen noch Futter nach; ſie wendeten Kopf und Auge nach ihm, bezeigten ihm ihr Behagen. „Hab' ihnen Sorg, Margarita,“ ſagte er. Die Thiere

hatten ihn wohl verſtanden. Könnten ſie reden, hätten ſie geſagt: „Du kommſt doch wieder?“ Der Haushund merkte Andreſens Fortgehen und wollte wie gewohnt ihn begleiten. Andreas ſagte: „du kannſt nicht mit!“ Da kroch das ſchöne Thier ohne weiteres traurig in ſeinen Stall und folgte ihm unverwandt mit ſeinen Blicken.

Die andern jungen Burſche von Oberhofen, die mit hinunter mußten, das Loos zu verſuchen, zogen vorüber mit Jauchzen und Singen, als gings zu einem Feſte, ſchwangen den Ihrigen, den Schätzen und Bräuten noch den Hut; und Andreas ſchloß ſich ihnen an. Margarita aber ging in ihre Kammer und ſchaute ihnen nach. Es war an einem Sonntag Nachmittag und ſo durfte ſie, da auch ihr der Tag Ruhe vergönnte, am Fenſter verweilen. Andreas wußte das und grüßte noch oft zurück. Auch er trug von ihr einen Strauß, gleichwie die andern von Bräuten und Freundinnen mit Blumen beſchenkt fortzogen. Sie jubelten, um den Schmerz zu verbergen oder zu übertönen und zu beſchwichtigen und ſangen:

Mir hat den Strauß gebunden,
Die theuerſte, liebſte Hand,
Und hat mir ihn geboten
Als ihrer Treue Pfand.

Da ihre ſchönen Augen
Geträuft den Thau darein,
So welket nicht die Roſe,
Noch das Vergißmeinnicht.

Der Bauer bemerkte nach einigen Tagen, wie Margarita vom Brunnen und aus dem Garten und Felde öfter auf die Landſtraße hinblickte und etwa auch die Ar-

heit vergaß, am Brunnen den Zuber überlaufen ließ, im Garten Hand und Kopf auf den Griff des Spatens lehnte und über den grünen Hag in die Weite ſah. „Haſt lange Zeit nach ihm?“ ſagte der Bauer; „er verſäumt dich ſo noch mehr am Arbeiten, als wenn er um dich iſt, ſo viele Zeit denn auch oft verplaudert und vernarret wird. Du kannſt ihn doch nicht herblicken. Am Ende ziehſt du ihm auch noch nach in die Garniſon.“ „Ich habe Verſäumtes“, antwortete Margarita ruhig, „noch immer wieder eingeholt, und auch jetzt habe ich noch mehr gemacht, als mir aufgetragen.“ „Ja“, ſagte der Bauer, „du ſetzeſt dann wieder an, um dein Heimweh nach ihm zu vergeſſen und um kurze Zeit zu haben. Es wäre aber beſſer, du ſchlügeſt dir ihn aus dem Sinn; er kömmt doch nicht mehr, ſonſt wäre er ſchon hier.“ Sie antwortete: „Es wäre Euch ſelber nicht recht, wenn er nicht mehr käme; denn das ſehen doch alle auf unſerem Hofe, daß dem Meiſter ſein Andreas fehlt; ſo ſolltet Ihr es natürlich finden, daß er auch mir fehlt; was wollt' ich das verhehlen? Aber noch verzweifle ich nicht an ſeiner Zurückkunft; denn auch von ſeinen mit hinunter gegangenen Kameraden iſt noch keiner heim gekommen, und alle mit einander wird das Loos doch nicht getroffen haben. Und ſeht dort in weiter Ferne kommen einige Männer die Straße her. Die könnten's, die werden's wohl ſein.“ „Man kann von dir nicht ſagen“, erwiederte der Bauer, „daß dich die Liebe blind mache. Ich ſehe wohl die Landſtraße; aber wer wollte ſo weit in die Ferne unterſcheiden, ob Männer oder Weiber oder Wagen da herkommen?“ „Nun ja“, ſagte Margarita, „die Liebe mag allerdings ſernſichtig machen, und wenn Euch von dorther ein Wagen mit Heu oder Korn käme, würdet Ihr ihn auch ſehen und

das Bäuerlein, das Euch Zinſen bringt, wohl auf eine Viertelſtunde weit erkennen.“

Indeſſen kamen die Männer näher, ſie wurden auch von andern bemerkt, die vermutheten, es ſeien die durchs Loos Befreiten. Eltern und Freunde eilten entgegen. Nach einer Weile rief Margarita: „Meiſter, der Andreas iſt unter ihnen; er iſt frei und kommt wieder, darf ich ihm nicht auch entgegen? Sehet Mütter, Schweſtern und Bräute ſind auch ſchon auf der Straße.“ „Nun“, ſagte der Bauer, „ſie wollen ſehen, ob der Ihrige unter den Zurückkehrenden ſei, da aber deine fernſichtige Liebe den Andreas erkannt hat, ſo biſt du ja ſchon im Gewiſſen. Und Mägde werden doch ſchwerlich mit ihren Hausherren und Hausfrauen und mit den Töchtern des Hauſes den Söhnen entgegen ziehen.“ Margarita antwortete: „Soll ſich denn die Magd nicht auch freuen über die Befreiung und Rückkehr ihres Schatzes? Ach ihr Reichen habt ſo viele andere Güter, mißgönnt doch uns Dienenden nicht die Liebe. Und ſollte ich nicht vor aller Welt und auf der Landſtraße ſagen: Das iſt mein Andreas, und Gott ſei Lob und Dank, daß du wieder zurückkommſt. Sehet, er hat auch mich bemerkt, er winkt mit dem Hute. „Du haſt ſchon gehört“, ſagte der Bauer, „du bleibſt bei der Arbeit; daran iſt nichts gelegen, ob du ihm eine Viertelſtunde früher oder ſpäter die Hand reicheſt. Ich aber will ins Dorf hinunter, zu ſehen, welche denn durchs Loos befreit und ob meine Vettern auch darunter ſeien.“ Als er fort war und Margarita bemerkte, wie Andreas wiederum winkte, löste ſie das Tuch von ihrem Nacken und ſchwang es und ſah, daß nun auch Andreas ein Tüchlein fliegen ließ. Es war ihr ſchwer, ihm nicht entgegen zu eilen.

Sie ſah, daß er von der Landſtraße ablenkte und den nähern zur Sommerau führenden Fußpfad einſchlug. Da ließ ſie den Spaten ſtecken und eilte ihm entgegen und ſie trafen ſich hinter dem hohen und langen ſich an den Obſtgärten hinziehenden Hage. Unter Freudenthränen küßte ſie ihn und Hand in Hand gingen ſie dem Hofe zu. Er ſagte: „Auch ich hatte nach dir lange, lange Zeit. Das Ziehen des Looſes verzögerte ſich aber um einige Tage, weil noch etliche junge Leute mußten hergeholt werden, die ſich entweder krank geſtellt oder auf andere Weiſe ſich dem Kriegsdienſt hatten entziehen wollen. Als wir dann looſeten, ſah ich, wie die Offiziere mich ins Auge gefaßt und hörte, wie ein Rittmeiſter ſagte: der kömmt in mein Regiment. Ich griff nicht ohne Bangigkeit; aber ſiehe, ich hatte ein befreiendes Loos. Und die Offiziere ſagten: „Wie Schade! Burſche, du ſollteſt dich wahrlich ſchämen, nicht das Dienſtloos bekommen zu haben". „Du ſollteſt", ſagte der Rittmeiſter, „freiwillig in mein Regiment eintreten. Du würdeſt bald vorrücken." Ich aber antwortete: „Ihr werdet wiſſen, meine Herren, daß es heißt: Loos wird geworfen in den Schooß; aber es fällt wie der Herr will. Gilt es einmal das Vaterland zu vertheidigen, ſo bleibe ich mit tauſend andern, die jetzt das Loos vom Kaſernendienſt befreite, gewiß nicht hinter dem Ofen, und könnt ihr mich brauchen, Herr Rittmeiſter, ſo trete ich dann freiwillig unter euer Regiment und werde hoffentlich das Reiten nicht verlernt haben. Bis dorthin iſt ja eben durch das Loos dafür geſorgt, daß auch der Nährſtand lebe. Mit Sichel, Senſe und Pflug, mit Vieh- und Pferdezucht iſt er dem Lande wohl eben ſo nothwendig und nützlich, als ihr mit dem Schwert in der Hand." „Dir aber", ſagte der Rittmeiſter,

„ſtünde das Schwert beſſer als der Flegel oder die Miſtgabel.“. „Es iſt wahr“, antwortete ich, „es geht jedes Mal ein Gefühl von Muth und Freude durch mich, wenn ich die Hand an den Griff eines ſolchen Küraſſierſchwertes legen kann. Ich habe auch ſchon von Kameraden, welche aus der Garniſon auf Urlaub kommen, etwas fechten gelernt und der ſchwere Pflug und die Wucht der Holzaxt haben meinen Arm nicht ſchwach gemacht. Muß ich etwa einen ſchnellen Botenritt machen und ich trabe auf einem guten Pferde ſo dahin, iſt es mir oft, ich habe das Schwert an der Seite und dann laß ich das Roß fliegen und denke mir, wie es ſein werde, wenn man einhaut oder dem geworfenen Feinde nachſetzt.“ „Nun ſo bleibe bei uns“, ſagte der Rittmeiſter; „du könnteſt als Bedienter in meine beſondern Dienſte treten; da hätteſt du Gelegenheit, unſer edles Handwerk aus dem Grund zu lernen; da fändeſt du die ſchönſten Roſſe, ſchmuckes Pferdezeug, die beſten Waffen und eine auserleſene Kameradſchaft. Du würdeſt ganz gewiß dein Glück machen. Ich wollte dir dazu behülflich ſein.“ „Ich danke“, antwortete ich, „daß ihr gegen einen euch noch unbekannten und armen Burſchen, gegen den Knecht eines Bauers ſo gütig ſeid; aber ich muß wieder zurück zu demſelben auf die Sommerau.“ „Den kenne ich wohl“, ſagte der Rittmeiſter; „aber der zieht doch ſeine Leute weder mit großer Löhnung noch Liebe.“ „Was gilts aber“, rief ein anderer Offizier, „den Burſchen zieht eine andere Liebe nach der Sommerau zurück und darum iſt er ſo vergnügt, daß ihn hier das Loos nicht getroffen hat.“ „Nun das will ich nicht läugnen, meine Herren“, ſagte ich, „es wartet dort meine Braut auf mich; ſie wird ſich über meine Freiwerdung nicht minder freuen als ich und die Herren werden mir

das nicht übel nehmen; ich will meine beſten Jahre lieber mit ihr in irgend einer kleinen Hütte zubringen, als hier ohne ſie in der größten Kaſerne es vielleicht bis zum Feldweibel bringen zu können." „Sie könnte ja aber auch hier einen Dienſt bekommen", meinte einer. „Die Verlobten und Verheiratheten werden nicht die pünktlichſten im Dienſte ſein," ſagte ich; ſie würde mir auch ſchwerlich gerne hieher folgen, und auch ihretwegen wird mein Loos ſo gefallen ſein." „Du ſollteſt dich aber doch nach einem andern Dienſt umſehen", ſagte der Rittmeiſter; „ich weiß, der Bauer auf der Sommerau gibt ſo wenig Lohn als möglich. Benütze nun die Gelegenheit deines hieſigen Aufenthalts, du findeſt wohl eine Anſtellung, wo du ſchneller dein Glück machen kannſt." So ſagte der Rittmeiſter und gab mir ſelber noch Anleitung, zu einem beſſern Dienſt und Lohn zu kommen. Für einmal aber iſt mein Glück ſchon gemacht, daß ich wieder bei dir bin."

Alſo erzählte und ſprach Andreas, wie er mit ſeiner Margarita Hand in Hand zur Sommerau ging. „Es iſt recht" ſagte ſie, „daß du frei bekannteſt, wir ſeien verlobt. Aber wenn du hätteſt müſſen Soldat werden, ich weiß nicht, ob ich es hieoben ſo allein ausgehalten hätte. Ach was ich Angſt und Heimweh hatte dieſe Tage und Nächte lang. So mehr ſei Gott gedankt, daß er uns beiſammen ſein läßt." „Ja auch ich habe der Sommerau entgegengejauchzt, ſo bald ich ſie auf der Berghöhe wieder erblickt", ſagte Andreas. „Um den Lohn aber, um den wir bisher gedient, wollen wir hier nicht bleiben. Anderwärts, das habe ich nun vernommen, verdienen Knechte und Mägde, welche nicht einmal leiſten was wir, das Doppelte und Dreifache. Und das muß der Bauer wiſſen. Ich habe auch

unterwegs ein Gütchen gesehen, ein schmuckes Häuschen, ein Gärtchen und so viel Land, als nöthig ist für eine kleinere Haushaltung; in der Nachbarschaft wäre täglich viel zu verdienen und das Gütchen um eine verhältnißmäßig geringe Summe zu kaufen. Wir haben freilich noch nicht so viel erspart. Aber eben darum muß uns der Bauer den Lohn erhöhen oder wir suchen einen bessern Dienst."

So waren sie in den Garten getreten. Margarita ergriff wieder ihren Spaten. Andreas ging sogleich in den Stall. Die Thiere erkannten alsbald seine Stimme und wandten die Köpfe gegen ihn. Sobald er sein Sonntagsgewand ausgezogen, ging er an die Arbeit und besorgte das Vieh.

Der Bauer war noch nicht zurück. Er sah den Andreas nicht unter den heimgekehrten jungen Burschen und zweifelte nun, ob Margarita recht gesehen; die Liebe könnte sie denn doch getäuscht haben. Die von den Ihrigen bewillkommten Jünglinge, die des Bauers Wesen kannten und den Andreas liebten, sahen, daß der Bauer diesen unter ihnen suche und machten sich einen Spaß, ihn etwas in Ungewißheit zu lassen. „Ist denn Andreas nicht mit euch hergekommen?" fragte der Bauer. „Das könnet Ihr selber sehen", sagten die Bursche. „Er hat den Offizieren vor allen Andern gefallen." „Die Margarita", sagte der Bauer, „hat doch sicher gemeint, ihn unter euch zu sehen; er habe ihr mit dem Hut gewunken." „Gewunken haben wir Alle", antwortete einer. „Die Margarita wird jetzt eben auch einen andern Dienst suchen. Und das muß man sagen, einen Knecht, wie Andreas, eine Magd, wie Margarita, die findet man nicht überall und nicht alle Tage. Saget nur der Margarita, ihr Andreas lasse sie grüßen."

Der Bauer bemerkte wohl das Lächeln der Burſche, aber er meinte nun, es ſei Schadenfreude, daß er ſeinen Andreas verloren und daß er jetzt auch die Margarita verlieren werde, und ging verdrießlich auf ſeinen Hof zurück. In der Nähe desſelben ſprang aber ſein Hund voraus, er hatte den Andreas gewittert. Und der Bauer traf denſelben im Stall. „So! du biſt alſo den Feldweg hergekommen“, ſagte er, und ließ nicht merken, daß ihm die Heimgekommenen etwas mitgeſpielt; „aber du wirſt eben aus der Ferne ſchon die Margarita erblickt haben und biſt ihr auf dem kürzeſten Wege zugeeilt.“ „Ihr ſehet, daß mich die Arbeit und Euer Vortheil herzog, ſonſt wäre ich mit meinen Kameraden billiger Maßen noch ins Wirthshaus geſeſſen. Ich hätte es wahrlich thun ſollen und dann wäret Ihr zu uns gekommen und hättet uns auch noch einen Trunk bezahlt aus Freude, daß wir zurückgekehrt, Eure Vettern und auch ich.“ „Es iſt mir ganz recht, daß du wieder hier biſt“, ſagte der Bauer, „aber am Ende hätte ich es auch ohne dich machen können.“ „Das weiß ich gar wohl“, antwortete Andreas; „aber ſo ſage ich auch Euch, daß ich es ebenfalls ohne Euch hoffe machen zu können. Und da Ihr nun ſelber zum Willkomm davon angefangen, ſo ſage ich Euch friſchweg, daß ich Euch von jetzt an nicht mehr um den bisherigen Lohn diene.“ „Für das laufende Halbjahr“, ſagte der Bauer, „haſt du dich mir wieder verdungen und wareſt mit deinem Lohn, der recht und ſchön iſt, zufrieden; und bei dieſem bleibt es alſo für einmal. Auch könnte ich dir für deine mehrtägige Abweſenheit einen Abzug machen.“ „Das möget Ihr“, antwortete Andreas; „aber um den bisherigen Lohn diene ich Euch und zwar von Stund an nicht mehr.“ „Du kannſt freilich den Dienſt

verlaſſen", ſagte der Bauer, „wann du willſt, aber ich bin dann auch nicht gehalten, dir den Lohn zu geben." „Ihr werdet", erwiederte Andreas, „mir meinen wohlverdienten Lohn auf den Tag auszahlen; Ihr wiſſet doch, daß es heißt: du ſollſt deinem Nächſten nicht Unrecht thun noch ihn berauben. Es ſoll des Taglöhners Lohn nicht bei dir über Nacht bleiben bis an den Morgen; und wehe dem, der ſein Haus mit Sünden baut und ſeine Gemächer mit Unrecht, der ſeinen Nächſten umſonſt arbeiten läſſet und gibt ihm ſeinen Lohn nicht." „Du würdeſt mich auch ſchädigen", ſagte der Bauer, „wenn du mir aus dem Dienſt vor der Zeit fortliefeſt und ſo wäre der zurückbehaltene Lohn nur ein geringer Schadenerſatz." „Du ſollſt den dürftigen und armen Taglöhner nicht bedrücken", ſagte Andreas", und wiederum heißt es: ſiehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, der von euch abgebrochen iſt, ſchreiet und das Rufen der Schnitter iſt gekommen vor die Ohren des Herren Zebaot." Der Bauer antwortete: „Heiße es dieſes oder jenes, darnach frage ich nicht, ich halte mich an das Geſetz, an Brauch und Ordnung, und nach dieſen bin ich dir keinen Lohn ſchuldig, wenn du mir aus dem Dienſt fortläufſt, den du mir nicht aufgekündet haſt. Das iſt die Verkehrtheit der Zeit. Du wareſt doch froh, als ich dich von der Straße weg als Knechtlein in mein Haus aufnahm. Aber kaum iſt ein ſolches Bürſchlein an fremder und guter Koſt hoch aufgeſchoſſen, hebt er den Kopf auf, will ſelber Herr werden und ſoll die Herrſchaft noch dankbar ſein, einen ſolchen Burſchen, der auf der Welt nichts hat, auferzogen zu haben. So viel ich noch aus der Kinderlehre weiß, heißt es doch auch: ihr Knechte ſeid gehorſam in allen Dingen euern leiblichen Herren!"

„Es heißt ſo“, ſagte Andreas, „und ich habe es an Gehorſam nicht mangeln laſſen; Haus und Hof, Feld und Stall mögen ſprechen. Aber ſo auch iſt geſchrieben: ihr Herren, was recht und gleich iſt, das beweiſet den Knechten und wiſſet, daß ihr auch einen Herren im Himmel habet. Nun iſt aber mein bisheriger Lohn nicht mehr das, was recht und gleich, das heißt meiner Arbeit und Leiſtung gleich und angemeſſen iſt; meine Tüchtigkeit iſt gewachſen und Ihr bezahlet mich immer noch wie den einſt ſchwachen und viel weniger leiſtenden Anfänger.“ „Wie geſagt“, warf der Bauer hin, indem er aus dem Stall ins Haus ging, „du kannſt, aber, verſteht ſich, ohne Lohn, fort, wann du willſt.“

Sobald ſie Feierabend hatten und wieder allein ſein konnten, hielten Andreas und Margarita Rath. Sie faßten den Entſchluß, keines wolle ohne das andere auf dem Hofe bleiben und wenn ihnen der Bauer nicht einen bedeutend höhern Lohn gebe, wollen ſie dieſen Meiſter verlaſſen. Margarita war zu Oberhofen und in der Nachbarſchaft ſchon öfter angegangen worden, in einen leichteren und doch beſſer belohnten Dienſt zu treten. Sie konnte auswählen. Andreas ſagte: ich habe auf meiner Reiſe wiederholt verſichern hören, für einen ſtarken und gewandten Arbeiter ſei gegenwärtig weit aus der reichſte Verdienſt in den Tunnelarbeiten zu finden. Einer meiner Bekannten hat mich wirklich für dieſelben angeworben. Es iſt einer der Werkführer im Hauenſteiner Tunnel in der Schweiz. Weit hin iſt es nicht; und der Werkführer, der ein redlicher Mann iſt, betheuert mir, ich würde mit meinen Kräften täglich bis zehn Franken verdienen. So könnten wir ja mit dem, was wir ſchon erſpart, ſchon etwa in zwei Jahren jenes Gütchen

kaufen. Bei den gewöhnlichen Jahrlöhnen müßten wir noch länger als zehn Jahre dienen und kämen doch nicht zu einem eigenen Heimweſen. Auch meint der Bekannte, da ich gut leſen und ſchreiben und mit den Leuten umgehen kann, auch ſchon öfter ganze Schaaren von Mähdern, Schnittern und andern Taglöhnern beaufſichtigt habe, ich würde in kurzer Zeit irgend ein Aufſeher werden mit leichterer Anſtrengung und größerm Lohn. Ich habe darüber ſeither viel nachgedacht und mich näher erkundigt. Alles beſtätigt die verſprochenen Vortheile und ich bin, wenn du nicht ganz und gar dawider biſt, ſo viel als entſchloſſen, in die nahe Schweiz zu reiſen und dort unſer Glück zu ſuchen. Denn was ich dort in kurzer Zeit verdienen kann, gibt mir unſer Bauer nie und gibt mir kein Meiſter nah und fern." „Aber das Allein ſein!" ſagte Margarita. „Ach es wird mir", fuhr Andreas fort, „ebenſo ſchwer werden. Aber wollen wir einmal zuſammen hauſen, müſſen wir uns in dieſe einſtweilige Trennung fügen. Ich weiß keinen andern Weg zu einer eigenen Hausthüre." „Wir haben ja aber auch ſchon erzählen hören", ſagte Margarita, „daß jene unterirdiſchen Arbeiten nicht nur mühſelig, ſondern auch ungeſund und gefährlich ſeien und daß beim Durchgraben der Hügel und Berge ſchon manches Menſchenleben geopfert worden ſei." „Unglücksfälle", antwortete Andreas, „gibt es überall auch beim Feldbau und freilich öfter bei großen Bauten. Durch Unvorſichtigkeit oder Ungeſchick oder Verwegenheit ſind die Leute meiſt ſelber Schuld, wenn ſie Schaden nehmen. Uebrigens iſt ja unſer Leben eine fortwährende Todesgefahr; wir ſind aber überall in Gottes Hand und ſein Aufſehen bewahret unſern Odem." „Aber das würde mir doppelt ſchwer fallen", ſagte Margarita, „dich mir ſtets in

den dunkeln und feuchten, unterirdiſchen Gängen zu denken, ſelber am heitern Sommertag in der tiefen Finſterniß, wo ſie beim matten Schein und beim Qualm der Lichter arbeiten. O wie viel tröſtlicher wäre es, dich auf Wieſe und Feld zu wiſſen. Ich könnte doch denken, auch er erfreut ſich dieſes ſchönen Tages, der Wärme oder Kühle dieſes Morgens oder Abends.“ „Nein“, ſagte Andreas, „in beſtändiger Nacht und Vergrabenheit wirſt du mich dir nicht denken müſſen. Die Arbeiter löſen ſich dort in kurzen Friſten ab; ein Theil des Tages wird auch unterm freien Himmel und in der friſchen Luft zugebracht. Es könnte auch wohl ſein, meinte jener Werkführer, daß ich beim Fuhrwerk angeſtellt würde, denn auch eine Menge Pferde ſeien bei dieſem Unternehmen in Thätigkeit. Auch können ſich ſelber die, welche im Innern die ſchwerſten Arbeiten verrichten, bei gehöriger Vorſicht und Mäßigkeit geſund erhalten. Es gebe da ſehr viele Leute, welche, obſchon ſie lange im Tunnel angeſtrengt gearbeitet, dennoch geſund ſeien und ein friſches Ausſehen haben.“ „Und dennoch iſt es mir“, ſagte Margarita, „du ſollteſt nicht hingehen; ich ſpüre in mir noch etwas Anderes als das kommende Heimweh. Und wenn ich ſchon das Wort höre: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen, und: Sorget nicht für euer Leben; ihr könnet euerer Lebenslänge nicht eine Spanne zuſetzen — habe ich doch jetzt ſchon Angſt um dich, ja ich fühle es, ich werde fortwährend um dich in Aengſten ſein.“ „Und ich hoffe“, antwortete Andreas, „ich werde dir bald einen Brief ſchreiben können, der dich dann von aller Furcht befreit. Und auch du ſchreibſt ja gern, biſt, einen großen und ſchönen Brief mir ſchreibend, am Sonntagsnachmittag bei mir und ich eben ſo bei dir. Vielleicht findeſt du auch

einen Dienſt in der Nähe der Schweiz und dann könnten wir uns öfter wieder ſehen. Oder ich finde für dich ſogar einen Platz in der Schweiz ſelbſt, denn darnach werde ich mich ſogleich eifrig umſehen und dann wären wir doch wieder wöchentlich oder ſonntäglich beiſammen.“ „Die Hauptſache iſt“, fuhr Margarita fort, „daß wir feſt ſeien, nicht das Geld, ſondern Gott führe uns unſere Wege; wir müſſen beten: gib mir einen gewiſſen Geiſt; wende von mir den falſchen Weg.“ „Daß ich gebetet“, ſagte Andreas, „als ich das Loos zog, Gott möge mich ſtärken, mich in ſeinen Willen zu fügen, darfſt du glauben. Und ſiehe, gerade an jenem Tage, als mich das Loos vom Kriegsdienſt befreite, traf ich jenen mir wohl bekannten Werkführer, der mir die Vorſchläge machte, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Dürfen und ſollen wir das nicht für einen Fingerzeig anſehen?“ „Wir ſind eben“, antwortete Margarita, „wie in einem finſtern Tunnel und müſſen uns der Hand anvertrauen, die uns führt. Wir haben es wie die, die es unternehmen, Berge zu durchgraben, auf was für Schwierigkeiten ſie ſtoßen und ob ihnen ihr Werk gelingen werde, wiſſen ſie nicht.“ „Der Glauben aber verſetzt Berge“, antwortete Andreas. „Wohl wahr“, ſagte Margarita, „und ſo wollen wir beten: ſtärke unſern Glauben, daß er auch die Berge der Sorgen und Beängſtigungen hebe.“

Inzwiſchen hatte der Bauer doch berechnet, was für ein Nachtheil ihm erwüchſe, wenn Andreas und Margarita von ihm fortgingen und wie viel er ihnen etwa bieten ſollte, um ſie länger in ſeinem Dienſte zu behalten. Er erwartete, Andreas werde ihm eine beſtimmte Forderung ſtellen. Dieſer aber ſchwieg und verrichtete fleißig wie immer ſeine Geſchäfte. Endlich brach der Bauer das Stillſchweigen

und ſagte: „Es ſcheint, du wolleſt denn doch bei mir bleiben, und es ſei dir nicht Ernſt geweſen mit dem, was du vorgebracht. Es iſt freilich auch bald geſagt, man wolle fort und in einen beſſer belohnten Dienſt. Aber wenn man weder einen beſſern Dienſt weiß, noch einen größern Lohn zugeſichert hat, ſo iſt man froh, zu bleiben, wo man iſt.“ „So froh bin ich aber nicht“, antwortete Andreas, „und es iſt mein ganzer Ernſt, ich verlange größern Lohn.“ Dieſe Feſtigkeit erſchreckte den Bauer, und er ſagte: „So gar unzufrieden bin ich freilich mit dir und mit der Margarita nicht, und um euch das zu zeigen und euch zu ermuntern, will ich ihr jährlich zehn Franken mehr geben und dir zwanzig.“ „Als ein Trinkgeld am Neujahrstag“, ſagte Andreas, „ließ ich mir dieß noch gefallen; aber eine Vermehrung des Lohnes wird doch das nicht ſein wollen.“ „Die Dienſtleute werden immer begehrlicher“, erwiederte der Bauer. „Ich dachte, du würdeſt das freiwillig Dargebotene mit Dank annehmen, und jetzt iſt es dir ein bloßes Trinkgeld. Sag, was erwarteteſt und was verlangſt du denn?“ „Was ich anderwärts verdienen kann“, ſagte Andreas, „gebet Ihr mir auf keinen Fall und ſo nützt es nichts, daß ich meine Forderung ausſpreche.“ Der Bauer antwortete: „Das möchte ich denn doch gerne vernehmen, wie hoch im Preiſe das Dienſtvolk geſtiegen ſei.“ „Warum ſollte denn“, ſagte Andreas, „die Kraft und Arbeit nicht im Preiſe ſteigen, da ſich der Gewinn aus derſelben mannigfach vermehrt hat? und warum ſoll aus der Kraft und dem ganzen Leben der Armen nur der Reiche den Gewinn ziehen? Nach Euerer Schätzung wäre meine Kraft und Fähigkeit ſehr gering. Ich glaube, mich nicht zu überſchätzen, aber ſo ſehr unter einem billigen Preis gebe ich mich auch nicht hin. Ich

weiß zwar wohl, in einem Dienſt iſt noch mehr als der Lohn das Wohlwollen und die Sorgfalt der Herrſchaft. Die Dienenden ſollten liebe und werthe Glieder des Hauſes ſein. Wir aber ſind Euch bloß ein nützliches Werkzeug. Werden wir in Euerem Dienſt krank oder alt, beſeitigt Ihr das unbrauchbare Werkzeug, ohne Euch um dasſelbe weiter zu bekümmern, und verſehet Euch mit friſchem. Und daß ich es Euch nur ſage: Margarit und ich ſind bisher gerne hier geweſen, weil wir uns eben gerne haben. Aber jetzt gehen wir fort." „Gehet, gehet!" ſagte der Bauer, und wie wenn er dieſes Wort bereute, fragte er alſobald: „Oder was fordert ihr denn? was erwartet ihr von mir?" „Ich will künftig zweihundert Franken Jahrlohn," ſagte Andreas „und Margarita muß wenigſtens hundert verlangen." „Seid ihr verrückt?" ſagte der Bauer, „um dieſen Lohn finde ich drei oder vier Knechte und Mägde. Was würden die andern Bauern, welche eine Dienerſchaft halten müſſen, ſagen, wenn ich anfinge, einen ſo unerhört hohen Lohn zu zahlen? ſie würden auch mich für verrückt halten oder meinen, ich wollte einen Hofſtaat führen und ſtatt einen Stallknecht fürder einen vornehmen Herrn Güterverwalter anſtellen und beſolden und ſtatt einer Küchenmagd ein Kammerfräulein. So würdeſt du der Herr und ich der Knecht. Jetzt geht nur; ich habe genug; Waare, wie Ihr ſeid, findet ſich überall und hat nicht aufgeſchlagen." „Wir wollen keine Waare mehr ſein", ſagte Andreas, „und übrigens iſt die wohlfeilſte Waare meiſtentheils die theuerſte."

Andreas und Margarita verließen die Sommerau. Der Bauer gab ihnen für die ſchon verfloſſene Zeit des laufenden Halbjahres keinen Lohn. Er hatte noch gehofft, die Margarita zurückzubehalten und ihr etwas mehr Lohn ver-

ſprochen; allein umſonſt. Jetzt war er auch über ſie erboſt und meinte, ſie beide werden ſich zu ſeinen Fleiſchtöpfen zurückſehnen. „Es iſt nur Schade“, ſagte Andreas, „daß Ihr nicht auch noch, was wir in dieſem Halbjahr genoſſen, zurücknehmen oder Euch von uns bezahlen laſſen könnt; es war freilich wohl verdient, und unſer Tagelohn, den Ihr uns verweigert, wird Euch kein Segen ſein. Aber ich wünſche, daß er Euch zu Euerer Beſſerung etwa an uns erinnere und daß Ihr in Zukunft gegen Euere Dienſtleute und Tagelöhner gerechter und menſchlicher ſeid. Möget Ihr ſo glücklich werden als es ſchön iſt auf der Sommerau.“

Er hatte noch den Sonntag vorher, ehe ſie von dieſem Hofe ſchieden, mit Margarita alle die Plätze beſucht, wo ſie ſo oft an Sonntagabenden miteinander im Schatten geſeſſen, ſich ihrer Liebe und der Schönheit von Berg und Thal gefreut, und mit einander geleſen und geſungen, er hatte Abſchied genommen ringsum von der Sommerau, wo er ſeine Kindheit und Jugend und ſeit er Margarita liebte, ſeine ſchönſten Jahre zugebracht. Es that ihm wehe, von ſeinen Kühen und Pferden zu ſcheiden. Er ſchaute noch einmal aus ſeiner Kammer in die Felder und in den Wald, in denen er Jahre lang gearbeitet und in den Garten hinunter und in den Hof mit dem reichen Brunnen und ſagte: „Aus deinen Bäumen, lieber Garten, weckt mich nicht mehr der Geſang der Vögel, ich höre dich nicht mehr rauſchen, du friſcher Brunnen, euch Tauben nicht mehr rugen.“ Es war ihm, als ſagte ihm jedes Spätzchen: o bleibe doch da. Auch der Margarita war es ſchmerzlich, ſich von der gewohnten Umgebung zu trennen. Bis auf den letzten Abend widmete ſie Allem, was ſie im

Garten gepflanzt, noch eine beſondere Sorgfalt. Die Blumen, die ihr Kammerfenſter ſchmückten und ihr Eigenthum waren, ſchenkte ſie einigen Freundinnen.

Früh am Tage verließen ſie dann in aller Stille die Sommerau, ſie konnten aber nicht durch Oberhofen kommen unbemerkt, wie ſie gewünſcht hatten. Freunde und Freundinnen waren, da ſie tagsvorher von dem frühen Fortgehen derſelben gehört, auch ſchon auf, traten aus ihren Häuſern, nahmen aufs herzlichſte Abſchied. „Gott behüte euch“, ſagten ſie, „er laſſe es euch wohlergehen, wie ihr es verdient; ach, ihr werdet uns allenthalben mangeln.“ Einige Freundinnen mußten weinen. Auch Margarita und Andreas waren ſehr bewegt. Daß ſie ihren Jugendgenoſſen ſo lieb ſeien, wußten ſie nicht. „Wir werden auch ſie vermiſſen“, ſagte Margarita, „und um ſo mehr, da auch wir ſelbſt uns trennen. Ach wie ſchmerzlich iſt der plötzliche Verluſt deſſen, was man Jahre lang und täglich und ſtündlich und in ſolcher Sicherheit genoſſen, als ob es ein ewiger Beſitz wäre!“ „Aber die Liebe höret nimmer auf;“ ſagte Andreas. „Ja ſie iſt täglich neu“, antwortete Margarita, „aber ſie will's dem Geliebten auch täglich ſagen und von ihm es täglich hören.“ „So mehr“, fuhr Andreas fort, „werde ich mich anſtrengen, daß wir bald zuſammenkommen; auch Hoffen und Sehnen vermehrt die Liebe.“ „So wird ſie in uns mächtig wachſen“, ſagte Margarita, „das ſpüre ich wohl. Jetzt bin ich dann in meinem neuen Dienſte ferne von hier mit meinem Heimweh ganz allein. Hier in Oberhofen hätte ichs doch noch meiner vertrauteſten Freundin klagen können. Aber jetzt verlaſſe ich auch dieſe. Wir werden verpflanzt; ob wir das neue Erdreich ertragen werden, iſt noch ungewiß. Jahrelanger Umgang mit lieben

Leuten, mit Jugendgenoſſen iſt ein unzählbarer Schatz von einzelnen Hülfeleiſtungen, Genüſſen, Tröſtungen; ihn auf einmal zu verlieren, iſt ein größerer Verluſt, als wenn einem ſein Haus abbrennt mit allen ſeinen ſeit Jahren aufgehäuften Vorräthen, Bequemlichkeiten, Gewöhnungen Man iſt fremd im fremden Haus. Wir gehen in die Fremde." „Um, ſo Gott will, bald bald in ein eigenes Häuschen für immer zu kommen", ſagte Andreas. „Ja das gebe Gott", fuhr Margarita fort; „er helfe uns, er tröſte und ſtärke uns!"

So gingen ſie dahin. Ehe ſie ins flache Land hinunterſtiegen, ſchauten ſie durch die Waldlücke noch einmal nach der Sommerau zurück. Sie glänzte im Morgenlicht. „So ſoll und wird unſere Liebe und unſere dort verlebte Jugend- und Liebeszeit immerdar leuchten, und endlich wird auch uns ein eigenes freundliches Häuschen entgegen lachen."

Ihr Weg führte an dem Gütchen vorüber, das ſich Andreas auserſehen. Sie betrachteten es näher. Es gefiel auch Margarita ungemein. In der nahen großen Ortſchaft hatte ſie eine neue Anſtellung gefunden. Dorthin begleitete ſie Andreas. Es waren ſtille Leute, Mann und Frau und eine erwachſene Tochter. Sie waren über Margarita's Erſcheinung offenbar erfreut. Das war dem Andreas ein rechter Troſt. Er glaubte, hoffen zu dürfen, daß ſich die Tochter bald mit Margarita befreunden werde. Der Dienſt ſchien leicht und angenehm und beſtand in Beſorgung der Küche und des großen Gartens, in welchem das hübſche Haus ſtand.

Auch Andreas ward freundlich aufgenommen. Der Hausvater billigte es, daß beide den auch ihm bekannten

Bauer der Sommerau verlaſſen und daß nun Andreas in die Schweiz wolle. Dort könne jetzt allerdings in kurzer Zeit ein Ziemliches verdient werden. Die Gelegenheit ſei zu benützen, um mit der Kraft der jüngeren Jahre zu wuchern. Dieſe Worte erheiterten auch Margarita.

Sie erhielt dann von ihrer neuen Herrſchaft die Erlaubniß, den Andreas bei ſeiner Abreiſe in die Schweiz eine Strecke weit zu begleiten. Die Straße führte ſüdlich auf eine der obern Höhen des Schwarzwaldes. Bis dort hinauf durfte Margarita das Begleit geben und gab ſie es. Von dort ſieht man in die nördliche Schweiz hinunter auf die Höhen und in die Thäler des Jura und zu der langen Reihe der hohen Alpen hinüber. Beide waren erſtaunt über den noch nie geſehenen, wundervollen Anblick. Stumm ſchauten ſie eine Zeitlang hin. Dann ſetzten ſie ſich unter Schattenbäumen auf die ſteinerne Ruhebank. „So herrlich", ſagte Andreas, „habe ich mir denn doch die Schweiz nicht vorgeſtellt. „Es iſt des Allerhöchſten Welt und Werk", fuhr Margarita fort, „auch für uns erſchaffen, daß wir uns ihrer freuen, daß wir in dieſem Heiligthum anbeten. Ja du großer Gott, der du die Gebirge in die Wolken thürmeſt, alle die Ströme herableiteſt, du biſt auch unſer Hort, du richteſt auch unſere Pfade. Die Größe und Kraft deiner Werke ſtärkt auch unſere Seele, daß wir mit Zuverſicht auf dich hoffen. Du, Andreas wirſt vor dieſen Altären noch fleißiger beten. Es iſt mir, man werde von ihnen herab mit Andacht, Anbetung und Vertrauen angeweht. Ich danke dir, Gott, für dieſen Anblick, für dieſen Troſt in der Stunde der Trennung. Ach, lieber Andreas, wäre ich nicht ſchon wieder in einen Dienſt getreten, ich zöge jetzt ſogleich mit dir. Es iſt ja wie in ein Kanaan hinüberzuſehen.

Mir iſt, als ob dort innen nur fromme Leute leben könnten, eben ſo frohe und heitere als ernſte und ſtille.“ „Und iſts auch nicht ſo“, ſagte Andreas, „ſo kann man ſich auf jenen Höhen leicht und ſchnell aus Staub und dumpfer Luft erheben und wieder friſch werden an Leib und Seele.“ „Ja thu du das, mein Lieber“, fuhr Margarita fort, „lies fleißig auf den Bergen die Bergpredigten, den beſten Rath und Troſt, den dort der gute Hirte auf allen Hügeln und Triften ertheilt und in jede Hütte gebracht hat. Nimm hier mein neues Teſtament mit ſammt den Pſalmen, trage doch das Büchlein immer bei dir.“ „Das werde ich gewiß thun“, ſagte Andreas, „und wenn ich darin leſen und gebetet, dann auch zum Rhein hinunterſchauen und über demſelben hier an den Schwarzwald, an den Feldberg, der weit in die Schweiz hinein blickt; ich will mir auch dieſe Höhe merken. Und du haſt vielleicht auch an einem Feiertag Gelegenheit, hieher zu kommen und in die Berge zu ſehen, wo ich weilen werde.“ Er hatte ſich dieſelben auf der Landkarte gemerkt. Durch Lücken des Juragebirges ſahen ſie an einer Stelle die Aare ſchimmern; in ihr Thal hinunter werde er von den ſüdlichen Abhängen und Höhen des Hauenſteins ſehen. Er zeigte ihr die höchſten Gipfel im weſtlichen Jura, die Geißfluh, den Belchen, eine der Einſenkungen öſtlich von dieſem, das ſei der untere Hauenſtein, über dieſen hinüber ſehe ſie gerade in die Berner-Alpen hinein. „Nun ſo gebe Gott“, ſagte ſie, „daß dich deine neue Arbeit mehr auf jene in die Alpen ſehenden Höhen des Jura führe als in den unterirdiſchen Durchbruch. Ich will dich mir lieber an jenen grünen und ſonnigen Abhängen denken als in den feuchten Finſterniſſen des Berges.“ „Aus denſelben heraus“, fuhr Andreas

fort, „wird mir der Tag und ſeine Welt nur um ſo ſchöner leuchten, und auch in die dunkeln Schächte wirſt du mich begleiten und mir ein Licht ſein.“ „Das beſte Licht ſei dir“, ſagte ſie, „der, vor dem Finſterniß nicht finſter iſt und dem die Nacht leuchtet wie der Tag und Finſterniß iſt wie das Licht.“ „Ja das will ich ſagen“, fuhr Andreas fort, „und würde mir in die Hölle gebettet, ſiehe, ſo biſt du auch da; auch die Nacht muß Licht um mich ſein- und auch im Abgrund wird deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“

So redeten ſie noch lange und waren ihre letzten Worte ein Abſchiedsgebet. Sie mußte zurück, um noch vor Nacht wieder in ihren jetzigen Wohnort zur Herrſchaft und zu den Geſchäften zu kommen. Es mußte geſchieden ſein. Es geſchah unter heißen Thränen und Küſſen. Dann eilten ſie ſchnell; ſie hier, er dort den Berg hinunter, ſo ſehr es ſie drängte, einander wieder entgegenzuſpringen und ſich nochmals zu ſehen und einander zu ſagen: Auf Wiederſehen! Aber ſie riefen es ſich doch noch zu und Lebewohl! und Gott behüte dich! Es war ihr erwünſcht, allein gehen zu können. Sie weinte noch lange. Als ſie unten am Berge war, ging die Sonne unter; die Abendglocken läuteten; es drängte ſie, zum Gebet hinzuknieen, aber ſie hatte zu eilen. Ihre Herrſchaft und beſonders die Tochter des Hauſes, ſahen ihr den tiefen Schmerz an, fühlten Mitleid mit ihr und ſuchten ſie zu tröſten. Dieſe Theilnahme war ihr erquickend.

Bald dann ſchrieb ihr auch Andreas: „Ich bin immer bei dir. Je mehr mich das Heimweh plagt, deſto eifriger arbeite ich und ſo geht die Zeit ſchneller vorüber und iſt uns nicht verloren, und beſonders dieſer Gedanke macht

mir leichter. Den Werkmeiſter habe ich, wie ich ihn ſchon früher gekannt, jetzt neuerdings als redlichen Mann erfahren. Er weist mich immer an Arbeiten, denen ich gewachſen bin und bei denen ich längere Zeit aushalten kann. Denn wir werden nach der Arbeitszeit bezahlt. Er iſt auch darauf bedacht, daß ich eben ſo viel außer dem Tunnel als in demſelben arbeiten kann; ſo bleibe ich eher geſund, ich ſpüre auch zur Stunde keinerlei Nachtheil von der allerdings feuchten, dumpfen und ſchwülen Luft im Tunnel. Ich vermochte auch ſchon, worüber ſich viele verwundern, bei einer Stunde Erholung zwölf Stunden in derſelben auszuhalten. Ich arbeite in der ſüdlichen Hälfte, im ſogenannten Trimbacher Tunnel. Trimbach iſt das Dorf ſüdlich am Fuße des Hauenſteins. Der nördliche Theil des Tunnels von Läufelfingen iſt näſſer. Denn das Gewäſſer hat nach der Schichtung des Gebirges ſeine Richtung gegen Süden und iſt nach Norden faſt nicht zu bewältigen und hinauszubringen; drum denn auch der mittlere der drei Schächte, welche von der Berghöhe in den Tunnel etliche hundert Fuß tief gegraben worden ſind, mit Waſſer gefüllt iſt, nachdem er bereits eine Tiefe von 270 Fuß erreicht hatte. Der Durchbruch von Süden her, in welchem ich arbeite, iſt beinahe ſchon eine halbe Stunde, mehr als 5500 Fuß, in den Berg hineingedrungen und zum Theil ausgewölbt. Mit dem ausgegrabenen Geſtein und Schutt wurde der Wall für die Eiſenbahn aufgeworfen, welche in einem Gefäll von 2,65 vom Hundert zur Aare hinuntergeht. Durch den ganzen Tunnel führt ein Schienenweg. Zwiſchen den Schienen iſt meiſt tiefer Koth; da ſchreiten wir auf den Schienen, den Stock in der einen und die Lampe in der andern Hand, die zwanzig oder fünfundzwanzig

Minuten in den Tunnel hinein an die Arbeit. Wir haben ein eigenes Grubengewand, uns gegen die Näſſe ringsum zu ſchützen, denn wir ſtehen im Koth; und wo der Durchbruch noch nicht gewölbt iſt, läuft das Bergwaſſer beſtändig von oben; wir tragen daher einen mit Wachstuch bedeckten Filzhut, ein dichtes auf die Kniee reichendes wollenes Hemd und hohe waſſerdichte Stiefel. Die Luft im Innerſten iſt bisweilen ſo ſchwül, daß viele bei der Arbeit den Oberleib ganz entblößen. Beim erſten mehr als 560 Fuß tiefen Schacht arbeitet von dem aus dem Tunnel ſtrömenden Waſſer getrieben eine Maſchine, ein Ventilator, und pumpt in die innerſte Tiefe hinein friſche Luft. Dieſer Schacht öffnet ſich oben hinter dem Dorfe Hauenſtein in einem Keſſel des Gebirges, er iſt zwölf Fuß weit und dient zur Erfriſchung der Luft und zur Heruntерſchaffung der Gewölbſteine und mancher andern Bedürfniſſe. An ſeinem Ausgang aus dem Berg arbeitete früher eine Dampfmaſchine, um in den Tunnel hinunter Luft zu bringen. Der Schacht iſt oberhalb 140 Fuß in die Tiefe hinunter gemauert, weiter hinab aber etwa 320 Fuß mit Bohlen und Sperrbalken bewandet, am untern Theile gegen den Tunnel geht er etwa 80 Fuß wieder durch Felſen; hier ſteht eine Schmiede zur Wiederherſtellung des Werkzeugs; hier iſt auch ein Raum, wo die Arbeiter raſten, ſich und ihre Kleider tröcknen können.

Die Arbeit nun iſt eine mannigfache. Zu hinterſt greifen die Vorhauer das Gebirg an, bohren den Fels und ſprengen ihn, das geſchieht erſt unten am Boden, dann oben auf Gerüſten zur Rundung des Gewölbes; andere Arbeiter bauen dieſe Gerüſte auf, andere laden das gebrochene Geſtein und den Schutt, andere ſchaffen ihn

fort, die Maurer führen mit Quaderſteinen die Wände auf und ſetzen das Gewölbe fort. Daß die vielen Arbeiter einander nicht hindern, ſind ſie vertheilt und die verſchiedenen Räume des Tunnels mit Zahlen benannt, ſo daß ein Theil der Leute in 17, ein anderer in 18 u. ſ. w. arbeitet, die Befehle auch von den Aufſehern, woher und wohin dieſes und jenes gebracht werden ſolle, ſicher ausgeführt werden können. Die Aufſeher ſind ſehr wachſam und meiſt ſtrenge, was bei der Mehrzahl dieſes Arbeitervolkes ſehr nöthig iſt; denn viele ſuchen ſich die Arbeit zu erleichtern, in der Dunkelheit etwa auch in einen Winkel zu liegen und zu ſchlafen, die Arbeitszeit zu verkürzen. Daher herrſcht da eine feſte Ordnung, und wer ſich dieſer nicht fügt, wird alſobald fortgeſchickt. Das Werk ſelber erfordert die größte Aufmerkſamkeit; es ſind auch ſtets neuer und unvorhergeſehener Schwierigkeiten ſo viele, daß die Leiter des Baues nicht vorſichtig genug ſein können, und daß auch ſchon mehrere Bauverſtändige zu zweifeln anfingen, ob das Werk könne zu Ende geführt werden. Andere prophezeihen noch mancherlei Unglück. Das ſoll dir aber nicht Angſt machen, liebe Margarita. Die Werkführer ſind des Bergbaues kundige Männer; viele derſelben haben auch ſchon nicht minder große und ſchwierige Unternehmungen der Art geleitet und glücklich vollendet.

Ich wohne auf dem Hauenſtein bei einem rechtſchaffenen Bauer. Er hatte bisher kein Arbeiter in ſein Haus aufnehmen wollen. Mein Werkmeiſter hatte mich ihm empfohlen. Und wie mich die Hausleute eine Weile betrachtet und angehört, erlaubten ſie mir, bei ihnen einzukehren. Sie gaben mir zur beſtändigen Wohnung eine zwar kleine aber liebliche und mit einem Ofen verſehene Kammer. Sie hat

ein Fensterchen gegen das Gebirge. Eine schönere Aussicht könnte ich nicht haben. Während ich dir hier schreibe, brauche ich nur aufzublicken, so sehe ich in das Aarethal hinunter auf seine Dörfer und Städtchen, Burgen und Schlösser und über die waldigen Vorberge hin an die ganze Alpenkette, die gerade jetzt wolkenlos pranget.

Vom Tunnel herauf habe ich bis in meine Wohnung eine halbe Stunde zu gehen. Auch dieser Gang nach der Arbeit in den dunkeln Räumen ist mir gesund, und hier oben athme ich wieder in der frischesten Luft.

Wenn alles so fortgeht, wie es mir bisher Gott gelingen ließ, so bin ich nicht umsonst hier, und führt unsere Trennung doch endlich zur Vereinigung."

Margarita schrieb dem Andreas: „Ich bin immer bei dir; ich bete auch oft für dich besonders Nachts, wenn ich denke, daß dich nun die Reihe an die Nachtarbeit getroffen habe. Es fällt mir dann auch schwer, daß ich in meiner stillen Kammer ruhen soll, während du eine lange Nacht in der mühseligsten Arbeit durchwachest; könnte ich nur sie mit dir theilen! Unser große Garten gibt mir zwar viel zu thun, und ich danke Gott für die Menge der Arbeiten: aber gegen die deinen sind es ja keine Arbeiten, sondern eher Vergnügungen, besonders da mir Gott alles wohl gedeihen läßt. Die Hausfrau ist mit mir auch sehr zufrieden. So schön, sagt sie, sei ihr Garten noch nie im Stande gewesen; sie thut sich etwas darauf zu gut, wenn die Nachbarinnen vor demselben stille stehen und die Fülle der mannigfachen Gemüse beloben. Mit besonderer Freude sieht sie selber dann in die benachbarten Gärten, in denen weder Spargel, noch Erbsen, noch Blumenkohl und anderes so reich und schön steht wie bei uns. Wir brauchen

nicht alles, was wir pflanzen, vieles kommt auf den Markt und bringt nicht wenig Geld; da iſt denn die Hausfrau ſo gütig und gibt auch mir bisweilen ein Trinkgeld. Der Tochter Sophie beſorge ich ihre Blumen; und es iſt wahr, weit und breit ſieht man nicht einen reicheren Flor. Ich wollte, ich könnte dir ein hübſches Glas vor dein Fenſterchen ſtellen Nelken, Roſen, Nachtviolen, da ſäheſt du durch meine Blumen in die ſchönen Schneeberge hinein. Die Tochter Sophie iſt mir ſehr freundlich. In meinem Heimweh hat ſie mich ſchon oft getröſtet. „Leſen wir etwas mit einander", ſagt ſie dann, „oder ſingen wir ein ſchönes Lied." Sie kann gar zierlich ſingen und klavierſpielen. Sie hat mich ſchon manches feine Lied gelehrt und ſagt unſer Stimmen paſſen wohl zuſammen, das findet auch der Herr und die Frau und ſie hören uns gerne zu. Dann muß ich ihnen etwa auch eins unſerer alten Lieder ſingen. Ach wie oft haben wir ſie ſelbander auf der Sommerau durch Feld und Wald oder im Garten und am Brunnen beim Mondſchein geſungen! O du liebe Zeit! Jüngſt wünſchten ſie eine wehmüthige Weiſe zu hören, da ſang ich ihnen das Lied:

Auch unter Blumen öffnen
Die Gräber ſich allwärts;
Die Theuerſten verſinken;
In Blumen weint der Schmerz.

Bis ſie uns ſelber decken.
Ach mangelt das Geleit.
In Blumen erſt des Himmels
Geht Unzertrennlichkeit.

Die Weiſe dieſes Liedes erweckte mir ſo das Heimweh und machte mir ſo bange, daß ich weiter nicht mehr ſingen konnte.

Auch die Sophie weinte. Sie hat offenbar auch ſchon erfahren, was Liebe iſt. Der Herr verlangte zu wiſſen, was du vom Hauenſtein gemeldet habeſt; ich las es ihm. Und er ſagte: du möchteſt auch ſeinetwegen ſo ferner thun und vom Fortgang des Werkes ausführlich erzählen; das ſei lehrreich. Er habe es in ſeiner Abendgeſellſchaft mitgetheilt und da haben alle gar aufmerkſam zugehört. Er läßt dich grüßen. Er hat auch vernommen, daß der Bauer auf der Sommerau unſer Wegſein empfinde; es habe derſelbe ſeither ſchon öfter Knecht und Magd gewechſelt; aber Niemand könne es ihm treffen, von einem Knecht, den er wegen des geringen Lohnes vorgezogen, ſei er nachher um mehr als das Zehnfache beſtohlen worden.

Möchte dieſe Jasmin-Blüthe, die ich in den Brief lege von dem Stocke, der vor meinem Kammerfenſter blüht, noch etwas Geruch bringen. Und wenn ſie dich auch nicht anhaucht, du fühlſt doch meine Nähe. Ja fühle ſie früh und ſpät! Ich herze dich und ſage mit Inbrunſt: Gott der Herr behüte dich!“

Nicht lange nachher ſchrieb Andreas wieder: „Es geht mir, Gott ſei Dank! immer beſſer. Da ich nun mit allen Arbeiten und dem ganzen Bau bekannter, auch eine Aufſeherſtelle ledig geworden war, hatte mich der befreundete Werkmeiſter für dieſelbe empfohlen. Und ſiehe nun bin ich einer der vielen Aufſeher, habe zwar große Verantwortlichkeit, auch mancherlei Verdruß, aber doch eine minder beſchwerliche und angreifende Arbeit und einen noch größeren Lohn. Ich bin daher im Stande, mitkommende Summe zu ſchicken. Lege ſie in die Erſparnißkaſſe unſerer Gegend.

Ich bin auch, wofür ich Gott nicht genug loben und

preiſen kann, durchaus geſund. Du mangelſt mir freilich ſtets und überall; aber deine Briefe richten mich wieder auf. Das thut auch die wundervolle Schönheit der Gegend. Etwa habe ich einen freien Sonntag; dann ſtreife ich am liebſten allein von früh bis ſpät auf den grünen Bergen umher und wenn ich in alle die Schönheiten hinunter ſchaue, denke ich tauſend Mal: Ach wäreſt du bei mir! Ich habe mich auch ſchon in Olten, in Aarburg und Zofingen nach einem Dienſt umgeſehen, der für dich paſſend wäre; allein bisher umſonſt. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf. Vielleicht würdeſt du aber deine jetzige Herrſchaft nicht einmal gerne verlaſſen. Aber wie viel ſchöner, erquickender wären mir die Sonntage, wenn ich an denſelben dich beſuchen, mit dir Hand in Hand luſtwandeln könnte! — Ich hatte es bisher noch nie ſo gefühlt, was für eine Wohlthat es iſt, ein Sonntagskleid anziehen zu können. Denn ſo garſtige Kleider, wie wir ſie die ganze Woche im Tunnel tragen, hatte ich eben auch noch nie tragen müſſen. Etwa eile ich am Samſtag Abend bei warmem Wetter an die Aare hinunter, mich von all dem Unrath und Qualm des Tunnels zu reinigen und durch Schwimmen mich zu erfriſchen. Erlaubt dieß das Wetter nicht, ſo eile ich Samſtags noch in eins der nahen Bäder zu Eptigen oder Loſtorf. Ich glaube, dieß Baden hat mitgeholfen, mich geſund zu erhalten. Sonntags früh dann, wenn der Himmel klar iſt, welch ein Erwachen! Die höchſten Bergſpitzen, wie vor Freude roth, ſehen mir in die Kammer herein; hin und wieder liegt im Thal noch Nebel und ſchimmert wie ein See. Dann hebt die Morgenluft von Berg und Thal die Hüllen weg, ſie fliegen auf und verſchwinden und nun glänzen die Schlöſſer und Höfe und Dörfer. Ich öffne

das Fenſter; ein friſcher Hauch und Wohlgeruch wehet mich an und immer wieder ein neuer Lebensodem aus einem Abſchnitt der heiligen Schrift, den ich dann leſe. Es freut meine Hausleute, wenn ich ſie in ihre Pfarrkirche nach Iſenthal begleite. Dieß iſt ein Dörfchen, eine Viertelſtunde weſtlich von Hauenſtein. Die Kirche ſieht vom Berge gar lieblich ins Thal. Vor derſelben ſtehen Linden, in ihrem Schatten ſammeln ſich die Kirchgänger; man ſieht zwiſchen den reich bewaldeten Berghalden in das Thal hinunter, durch welches ſich die Hauenſteiner Straße in weiten Krümmungen zur Höhe herauf windet, und durch welches hinunter nun der Eiſenbahnwall ſich zur Aare ſenkt. In der Mitte des Thals geht die Bahn auf einer mächtigen Brücke über die Landſtraße. Unten im Thal glänzt die Aare und das grüne Land und überall die Hügel und Berge, die Pracht der Alpen, an denen ſich die Morgennebel löſen. Herauf tönt Sonntagsgeläut. So unter der Linde ſitzend bin ich ſchon erbaut und dann geht mir auch die ſchlichte Predigt des ältern Pfarrers oder die ſeines jungen Vikars noch eher zu Herzen. Darnach ſteige ich ſachte über die grasreichen Bergwieſen weiter gegen Weſten hin von Hof zu Hof. Sie ſagen, es ſeien das Sennereien, wie drinnen in den Alpen, und es ſeien auch im Hochgebirg keine grünern Matten als hier. Ueberall öffnen ſich auch die ſchönſten Ausſichten; ich ſehe wie in die Alpen, ſo auch zu dir in den Schwarzwald hinaus, ich bin nun gewiß, dort die Höhe gefunden zu haben, wo wir Abſchied genommen. Auf dieſen Sennhöfen ſind überall freundliche Leute, und finden ſich auch aus benachbarten Städten Gäſte, die auf dem Berge den Sommer zubringen. Solcher ſah ich beſonders viele in Kirchzimmern; dieſer Sennhof iſt rings von

Höhen umſchloſſen und nur gegen Abend offen, die Lage daher gar mild; ein erwünſchter und ſtiller Aufenthalt für Kränkelnde; über den grünſten Wieſen und Wäldern ragen zunächſt an der Sennerei zwei mächtige Felshöhen, auch ſie ſind noch bis zu ihren Spitzen mit Laubholz und Fohren geſchmückt. Durch die quellenreichen Matten hinunter führt der Pfad weiter gegen Weſten nach Langenbruck hinunter. Dorthin bin ich auch ſchon in die Predigt gegangen und werde noch öfter hingehen. Im Rückwege dann nach dem Hauenſtein beſtieg ich ſchon mehr als Ein Mal den Belchen, die höchſte Spitze in dieſer Gegend des Jura. Ach daß ich dich dort hinaufführte! da könnteſt du bequem zu oberſt auf die Felſenbank ſitzen und die Herrlichkeiten alle betrachten von den Höhen am Bodenſee bis zum Montblanc. Da wollt' ich dir alle die Gipfel der Alpen nennen, die ich nun kennen gelernt habe, und dir ſagen, aus was für Thälern ſie emporſteigen; da ſäheſt du am Lauf der Aare und an ihren Zuflüſſen von Süden her zu deinen Füßen eine Menge Ortſchaften, weithin gegen Morgen Lenzburg, dann Aarau, näher Olten, Aarburg und Zofingen, weiter hinauf den weißen Strich, es iſt Langenthal mit ſeinen Bleichen; im Jura ſelber nach allen Seiten eine Menge ſchön geformter Gipfel und Flühen, gegen Norden weithin unſern Schwarzwald und die Vogeſen. Wahrlich es war mir auf dieſem Felſenſitze faſt nur zu ſchön für meine Einſamkeit.

Wie ſehr viele der Tunnel- und Eiſenbahnarbeiter ihren Sonntag zubringen, will ich dir nicht beſchreiben. In wüſten Gelagen verpraſſen manche ihren ſo mühſelig verdienten Wochenlohn. Nur Wenige ſind eingezogen und ſparſam; etliche ein gottloſes Volk, welches jetzt, da ſie ſtets nur

Ihresgleichen ſehen und hören, noch mehr verwildert. Eine Ausnahme machen die Arbeiter aus der Umgegend, beſonders die Verheiratheten und die Söhne, welche täglich wieder in ihr Elternhaus kommen.

Mehreren beſonders leichtfertigen Burſchen, wenn ſie unter meiner Aufſicht ſtanden, machte ich ſchon freundliche Vorſtellungen. Sie meinten, ich ſpaſſe und lachten mich aus. Viele derſelben haſſen mich auch, weil ich bei der Arbeit ſie nicht feiern laſſe, am Werken ſelber der erſte und der letzte bin, auch ihre abſcheulichen Reden bei der Arbeit nicht dulde. Glauben ſie den Aufſeher nicht in der Nähe, verläſtern ſie ihn, verabreden auch allerlei, ihn zu betriegen. Sie ſagen: „Die Herren nützen uns aus bis aufs äußerſte, ſollten wir nicht auch auf unſern Nutzen ſehen? Die Herren ſtellen uns tief in alle Mühſeligkeit, Noth und Gefahr, und thun nichts zu unſerer Erleichterung; da müſſen wir uns ſelbſt helfen.“ So ſind ſie einigermaßen unter ſich verbunden und helfen ſich oft ſelbſt mit Opfern auf eine merkwürdige Weiſe. Sie klagen auch nicht ganz ohne Grund. Es herrſcht in dieſen Unternehmungen bei einigen zu höchſt Geſtellten eine außerordentliche Selbſtſucht und Herzloſigkeit. Die Regierungen haben den Arbeiter und deſſen Angehörige wenig oder gar nicht geſchützt. Es geht kein Schiff in die See ohne einen Schiffskaplan, kein Bataillon ins Lager ohne ſeinen Feldprediger; und da ſind viele hundert Arbeiter eine Reihe von Jahren beiſammen; keine Seele denkt daran, daß ſie auch Seelen ſeien. Es wäre ſchon der äußere Vortheil der Unternehmer geweſen, für das Wohl ihrer Arbeiter, welche für ſie das Leben einſetzen, zu ſorgen leiblich und geiſtig; für das Eine geſchah nicht viel, für das Andere gar nichts. Die Generalunternehmer ſind wahrlich keine

Generäle; wenn ein rechter General, wie ich ſchon oft geleſen, ein Vater der Soldaten ſein ſoll. Es ſcheint mir oft, gewiſſen Herren iſt der einzelne Menſch noch von minderem Werth als ein Laſtthier. Es hat unter den Arbeitern auch ſehr begabte und fürs Beſſere empfängliche Menſchen. Ein dazu geeigneter Mann, dem die Seelſorge derſelben übertragen worden wäre, hätte in der Reihe von Jahren an manchem Einzelnen gewiß mit Segen wirken können. Man ſagt freilich: es ſind Vagabunden, ein gottloſes Volk; aber eben deſſen ſollte man ſich am eheſten annehmen. Die Sträflinge in Zuchtanſtalten, ja Galeerenſklaven haben ihre Seelſorger. In dieſer Beziehung ſind hier Menſchen und Vieh gleich gehalten. Ich erachtete es daher für meine Pflicht, da ich das erſte Mal als Aufſeher mit meiner Mannſchaft in den finſtern Tunnel zog, zu ſagen: „In jedem Bergwerk, ihr Männer, iſt auch eine Kapelle, da treten, die zur Grube fahren, zuerſt ein und befehlen ſich dem Schutze Gottes; ſprechen wir darum, ehe wir an unſere Arbeit gehen, ein kurzes Gebet.“ Alle lachten mir Hohn und ließen mich ſtehen. An jenem Tage aber verunglückten zwei von meiner Mannſchaft; durch einen vom Gewölbgerüſte gefallenen Quaderſtein wurde dem einen ein Arm, dem andern ein Bein zerbrochen. Als wir des andern Tages wieder unſere Schicht antraten, ſagte ich: „An Gottes Segen iſt Alles gelegen; wenn Gott nicht wachet, wachet der Wächter umſonſt; wir haben es geſtern erfahren. Laſſet uns Gott um ſeinen Schutz anflehen.“ Es wurde mir jetzt doch nicht Hohn gelacht; aber die meiſten gingen vorwärts und nur wenige blieben ſtehen, während ich ein kurzes Gebet hielt. Da ich dann aber für die Verunglückten aufs eifrigſte ſorgte, ihnen und den Ihrigen eine nicht unbedeu-

lende Unterſtützung auswirkte, ſo blieben die andern Male, wenn wir an die Arbeit gingen, noch mehr zum kurzen Gebete ſtille ſtehen, obſchon auch andere Aufſeher und Arbeiter deſſen lachten. Es ereignete ſich ſchon, daß wir bei Waſſerdurchbrüchen oder bei andern dringenden Arbeiten auch Sonntags im Tunnel waren und naß geworden, uns in dem hiefür eingerichteten Raum trockneten und ausruheten. Da ſagte ich einmal: „Es iſt Sonntag; darf ich euch nicht ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorleſen? etwa die Bergpredigt? ſie iſt mitten in dieſem Berge noch nie geleſen worden. Einige wollten, Andere nicht. Sie kamen überein, die Minderheit müſſe ſich der Mehrheit fügen; es wurde abgeſtimmt; und ſiehe: es ſtimmten mehr für das Leſen. Die Andern waren durch ihr Uebereinkommen verpflichtet, ſtille zu ſein; und ſie waren es auch. Viele hatten dieſe himmliſchen Worte noch nie ſelber geleſen. Die göttliche Wahrheit rührte ihr Herz. Sie verſtanden ohne weitere Erklärung die ewigen Tröſtungen: Selig ſind, die da Leid tragen. Selig ſind die Barmherzigen. Selig ſind die Friedfertigen. Seid Kinder euers Vaters im Himmel u. ſ. w. Ich las ſehr langſam. Das Gebet des Herrn betete ich mit rechter Inbrunſt. Sie hörten ſtille zu bis zum Ende. Die Meiſten ſchwiegen, ernſter geworden. Einige ſagten: das ſei doch etwas Rechtes, ſolche Worte vorzuleſen, und es anzuhören, mache einem Tunnelarbeiter keine Unehre. Und einer ſagte: das iſt denn doch die Predigt aller Predigten; du mußt uns dieſe und andere aus der heiligen Schrift öfter vorleſen, Andreas; und gewiß, es ginge Manches beſſer, wenn wir bisweilen und beſonders auch an einem Sonntag ſo zuſammen ſäßen. „Ich bin immer dabei", ſagte ich, „und wo zwei oder drei ſind, ſich zu

erbauen, da iſt ja eine Gemeine.“ Seitdem habe ich wirklich ſchon öfter einigen an Sonntagen oder in Feierſtunden aus der Bibel vorgeleſen. Die meiſten freilich haben ihr Geſpött darüber und heißen mich den Apoſtel Andreas, den Miſſionar aus dem Schwabenland. Ich laſſe aber nicht ab. Schon folgen mir Sonntags einige Arbeiter, wenn ich nach Läufelfingen hinunter in die Kirche gehe. Wenn auf die Herbſt- und Winterzeit die Unternehmer der Zentralbahn in den vielen Räumlichkeiten im Bahnhof zu Olten für den Sonntag einen Saal anwieſen, darin ſich die Arbeiter zum Leſen oder Schreiben oder auch zur Erbauung und zum Unterricht verſammeln könnten, ſo würden die Arbeiter auch ordentlicher, jetzt ſind ſie faſt gezwungen, den Sonntag im Wirthshauſe zu verſitzen und zu verderben. Du ſiehſt, ich habe hier viele Veranlaſſung, über die Volksvernachläſſigung nachzudenken und darüber Erfahrungen zu machen. Es ſagten auch ſchon einige Uebelwollende, ich ſei wahrſcheinlich ein Schulmeiſter, der wegen Frömmelei verjagt worden ſei. Andere meinen, ich habe etwas von einem Verwalter eines Zuchthauſes; ich werde wohl ſchon in einem ſolchen geweſen ſein. Das kommt mir jetzt freilich zu ſtatten, daß ich auf der Sommerau oft Schaaren von Taglöhnern in Zucht und Ordnung gehalten. Ich denke in dieſen Frühlingstagen oft an jene Zeit zurück. So Gott will, blühen auch uns einſt noch eigene Bäume um unſer Häuschen im eigenen Garten!“

Nach einiger Zeit ſchrieb Margarita: „Ich habe dir von einem großen Glück zu ſchreiben. Eine ferne Verwandte von mir, die meiner vergeſſen und an die zu denken ich auch keine Aufforderung hatte, iſt kinderlos und ohne ein Teſtament geſtorben, hat aber ein nicht geringes Vermögen

hinterlaſſen und ich bin nach Unterſuchung und richterlichem Spruch einzige Erbin. Gott ſei Lob und Dank! Jetzt bin ich der unaufhörlichen Angſt um dich bald enthoben. Wir können das Gütchen, das du auserſehen oder auch ein anderes und größeres kaufen. Künde alſo deinen Dienſt auf und kehre, ſo bald du kannſt, zu deiner dich mit Sehnſucht erwartenden Braut."

Andreas antwortete: „Dein Brief lautet wie ein Mährchen, aber um ſo mehr iſt ihm zu glauben. Ich habe auch wirklich meinen Dienſt aufgekündet, kann ihn aber nach meinem Vertrag vor Ende des Monats, das iſt dieſes Jahr nicht vor Pfingſten verlaſſen. Donnerſtags am acht und zwanzigſten Mai Morgens um zehn Uhr gehe ich mit meiner Mannſchaft zum letzten Mal in den Tunnel. Wenn es dir deine Herrſchaft erlaubte, ſollteſt du mich abholen; ſo würde doch noch einmal mein Wunſch erfüllt, mit dir durch dieſe grünen Thäler des Jura zu gehen, durch dieſe jetzt ſo blumigen Bergwieſen und mit dir von den Flühen hinunter zu ſchauen. Es iſt in dieſen Tagen über alle Maßen ſchön. Die Bäume blühen im ganzen Land in vollſter Ueppigkeit, wie ſeit Jahren nie mehr. Der Blüthenſchnee wölbt ſich weit und breit hoch über den ſchwarzen Strohdächern der Dörfer. Wenn du kämeſt, ſo würden die Obſtbäume auf den Höhen des Jura erſt in die volle Blüthe kommen, denn dieſe beginnt hier, wenn ſie im Thale nach ihren wenigen Tagen verweht iſt. Doppelt ſchön prangen hieoben die alten Obſtbäume in der friſcheſten Verjüngung auf den Bergweiden zwiſchen den dunkeln Wäldern und den grauen Felſenwänden. Du könnteſt da mitten aus dem Blüthenſchnee heraus und unter demſelben hinüber ſehen auf den Schnee der Alpen, der früh und ſpät mit Roſenroth beſäumt

iſt wie die Blüthe der Apfelbäume; dann ſtiege ich mit dir alſobald zur Frohburg hinauf, nicht zunächſt der vortrefflichen und viel beſuchten Wirthſchaft wegen, obſchon wir da auch echte Landskraft träfen, guten Markgräfler, und du mir wohl zum Willkomm eins Beſcheid thäteſt, nein der unvergleichlichen Ausſicht wegen bei den rothen Buchen, die nach allen Himmelsgegenden gleich reizend iſt und voll der reichſten Abwechslung. Ich ſaß dort allein und dein gedenkend am ſpätern Abend des heiligen Himmelfahrtsfeſtes. Auf den Zinnen der Alpen im weiten Kreis brannte das Abendopfer im ſanften Feuer; auch die Jurahöhen nah und fern glüheten in tiefblauem Purpur; im goldnen Duft der im weiten Abendhimmel untergehenden Sonne ſtanden die Vogeſen und der Schwarzwald. Mir zu Füßen am Nordabhange lag ſchon im Schatten das ſtille Dörfchen Wieſen, gerade vor mir über glänzte mit ſeinem friſchen Wald und Wieſengrün noch brennend beleuchtet die ganze Hügelkette des Hauenſteins, durch den hin ſich der Tunnel zieht. Daß ſelber am heiligen Himmelfahrtsfeſte in den Finſterniſſen des Berges der Tagelöhner arbeiten muß, ſagte mir der hinter dem Dorfe Hauenſtein aus dem hohen Schlotte des Schachtes aufſteigende Rauch. Ich mußte denken: ach dort unten haben ſie keine Himmelfahrt, keine Auffahrtsgedanken. Und dieſe waren mir jetzt um ſo feſtlicher zu Theil geworden, da nun mir ſo ſchnell und ſo unerwartet die Erlöſung aus dieſen Arbeiten der Unterwelt gekommen iſt. Die ſüdlichen Abhänge des Jura waren auch ſchon im Schatten, nur das Sälischlößli mit einem Thurme glänzte im röthlichen Abendlichte noch herüber und die Feſtung Aarburg und in der Ferne mancher Hof und Kirchenthurm. Alles um mich war ſtill; ohne

Glockenklang weidete die Heerde. Die Lichter der nächſten Höhen erloſchen, die Dämmerung trat ein. Das Abendgeläut aus der Kirche von Trimbach tönte herauf. Ich ſchaute hinunter; der Mond ging auf; von ſeinem Lichte ſchimmerten die Wellen der Aare und die Kreuze auf den Gräbern des Kirchhofes zu Trimbach. Mein Blick blieb dorthin wie gebannt. Das Kreuz der Gräber predigt ja eben auch des Herrn Auffahrt und die Seligkeit derer, die in ihm entſchliefen und aus den Gräbern der Tiefe und Finſterniß ihre Auffahrt halten durften. Es liegt im Kirchhofe zu Trimbach ſchon mehr als Ein im Tunnel Verunglückter begraben, Jünglinge und Hausväter. Dieſe Gedanken begleiteten mich auf meinem einſamen Heimgange und auch in Träumen noch. Es ſteht öſtlich von Trimbach an dem Wege, der unten im Dorfe bei der kleinen Kapelle nach Loſtorf geht, zunächſt demſelben ein altes ſteinernes Kreuz auf einem Acker, welcher neben einer alten nun verſchwundenen Kirche des Dorfes ehemaliger Gottesacker geweſen ſein ſoll, umgeben von Kornfeldern und Obſtbäumen. Dieſen kleinen Acker ſah ich im Traume neuerdings zu einem Begräbnißplatze geworden, ſeiner Breite und Länge nach ganze Reihen neuer Gräber, mit weißen hölzernen Kreuzen, an denen friſche Kränze hingen. Ich ſah dich auf dieſem Platze, und drüber erwachte ich. Und ſeither blicke ich immer, wenn ich ins Thal hinunter ſehe, nach dieſem alten ſteinernen Kreuze. Kommſt du her und ſtehen wir mit einander auf dieſen Höhen, ſo läſſeſt du dir wohl auch dieſes ſteinerne Kreuz zeigen, aber auch alles Andere, was das Auge ergötzt und die Seele erhebt. Ja komme doch. Schreibe, ob ich dir am Pfingſtſonntag oder Montag nach Läufelfingen entgegen kommen ſoll; denn bis dorthin könnteſt

du auf der Schweizerbahn fahren, und an die badiſche Bahn haſt du ja nur wenige Stunden zu reiſen. Alſo ſage ich: auf ein baldiges und ſeliges Wiederſehn!"

Am achtundzwanzigſten Mai, Donnerſtag Morgens um zehn Uhr, wie Andreas geſchrieben hatte, löſten ſich die Arbeiter in der ſüdlichen Seite des Tunnels ab und zog er mit ſeiner Mannſchaft an ſeine Schicht. Er ſtand auch dieß Mal am Eingang des Tunnels ſtill mit denen, die ſeines Sinnes geworden, entblößte das Haupt, und ſprach: „Das walte Gott, er behüte unſern Ein- und Ausgang! Bringe uns wieder hervor aus den Tiefen der Erden! Amen." Wie ſie ſchon tief innen am Schachte vorbeigingen, der in den Tunnel mündet und wo in der Schmiede die beiden Eſſen in voller Thätigkeit waren, ſtand er da ein wenig ſtill und ſchaute aufwärts. Die Arbeiter hatten geſtern im Schachte über dem hölzernen Gitter, welches vor herabfallenden Steinen ſchützen ſollte, in einem eiſernen Roſte oder Ofen ein Feuer angezündet, um damit die Luft zu reinigen und den Luftzug zu befördern. Andreas ſagte: „Wenn ich hier bei euch zu befehlen hätte, ſo ließe ich dieſes Feuer löſchen, denn leicht könnte daraus ein ſchreckliches Unglück entſtehen. Denket doch, wenn ſich durch euer Feuer der etliche hundert Schuh hohe Holzthurm entzündete, mit deſſen Wänden der Schacht eingeſchalet iſt! Wahrlich ihr ſchmiedet da nicht anders als in einem hölzernen Thurme. Und wie ich an euern Werkſtätten vorüber ging, habe ich, noch ehe ihr dieſen Roſt aufgeſtellt, ſchon gar manchmal gedacht, da drohe noch Unglück." Die Arbeiter ſagten: „Wir ſchmieden hier ſchon die längſte Zeit; die Holzwände und Sperrbalken reichen nicht ſo weit herunter; zunächſt geht der Schacht ja wieder durch Felſen, wie oben hinaus.

Je weiter ihr aber im Tunnel vordringt, deſto ſchwüler und ungeſunder wird die Luft; der Ventilator hier vermag nicht mehr genug geſunde Luft hinein zu ſchaffen. Nun wir aber nach Anweiſung der Oberaufſeher ſeit geſtern dieſes Feuer im Schacht unterhalten, hat ſich die Luft hier merklich verbeſſert. Ihr werdet auch hinten im Tunnel leichter athmen und nicht ſo ſehr von Hitze leiden. Wie wollte unſer Feuer anzünden? Du ſiehſt ja, es brennt in einem eiſernen Roſt; ein eigens hiefür beſtellter Mann unterhält es und wirft, auf dem Gitter ſtehend, auf welchem der Roſt ruht, in denſelben von oben das Holz. Auch leitet ja, ſiehe nur, die weite, eiſerne Röhre über dem Roſt die Hitze in die Mitte des Schachtes und Funken können die Holzwände desſelben nicht erreichen, denn dieſe fangen ja erſt achtzig Fuß oberhalb des Geſteins an, in welches das Rohr führt. Zudem ſiehſt du ja über dem Feuer im Roſt noch einen Boden, der iſt mit Lehm und Pferdemiſt bedeckt und ſteht in ſeiner Mitte ringsum einen Fuß vom Rohre ab. Du kannſt ja durch dieſe Oeffnung des Bodens in den Schacht hinauf ſehen." Andreas ſchaute wirklich hinauf und ſagte: „Es iſt mir, ich ſehe weiter oben noch das Tau herunterhängen; es iſt betheert und drei Zoll dick. Könnte dieſes nicht Feuer fangen und die Holzwand entzünden? Warum iſt dieſes Tau nicht ganz hinauf gezogen worden? Könnte nicht auch in der Holzwand ein Balken, ein Brett ſich gelöst haben, herausſtehen und herunterhängen und von auffliegenden Funken entzündet werden? Iſt das Alles gehörig unterſucht worden? Iſt Jemand deßhalb den Schacht herab und hinauf gefahren?" „Das kannſt ja du thun", ſagten die Schmiede, „du ſollteſt uns nicht frieren; wir wollten dir hier von unten ſchon zünden." „Es iſt

wahrlich weder zum Spaſſen noch Spotten", fuhr Andreas ſehr ernſt fort, „ihr wiſſet nicht einmal, wie weit das Tau herabreicht. Und da ſolltet ihr doch nachſehen. Ich bitte euch dringend, thut das! Und reicht es bis auf den Lehmboden herab, ſo eile doch ſchnell Einer nach Hauenſtein hinauf an den Eingang des Schachts und ziehe das Tau zurück. Ich werde auch den erſten Werkführer, den ich antreffe, auf dieſen Umſtand aufmerkſam machen." „Es iſt Schade", ſagten die Schmiede, „daß du nicht der oberſte Werkführer biſt; du hätteſt wohl den Tunnel ſchon längſt vollendet." „Und auch daran", ſagte Andreas, indem er ſich durch den Spott nicht ſtören ließ, „auch daran werde ich erinnern, daß die Röhre, welche den Rauch euerer Eſſe in den Schlott leitet, an ihrem obern Ende, da wo ſie in den Schacht mündet und an der Seite desſelben hinaufgeht, von Holz iſt und ſich auch noch entzünden könnte. Zudem wann iſt dieſes Rohr gerußet worden? Ich glaube, noch gar nie. Jetzt iſt durch euer Feuer im Roſt der Luftzug im Schacht allerdings mächtig, ja auf eine ſchreckliche Weiſe vermehrt; wenn ſich nun der Ruß in dieſer Röhre euerer Eſſe entzündete und hinaufflöge, ſo könnte auch er ſchon einen Brand veranlaſſen." „Wie wollten", antworteten die Schmiede, „fliegende Funken achtzig Fuß höher hinauf feſte Balken anzünden?" „Das iſt gar nicht unmöglich", ſagte Andreas; „der ganze Holzthurm da über eueren Köpfen, der wohl aus hundert Klaftern Holz beſteht, iſt durch die Hitze und den Rauch euerer Eſſe ſo ausgetröcknet und wird es nun durch das Feuer in euerem Roſte noch dermaßen, daß wenn ſich von einem einzigen auffliegenden Funken oben ein Splitter entzündet, der ganze Thurm, als wie ein Pulverthurm, von unten bis oben in Einem

Augenblicke in Einer Flamme ſtehen wird. Dann ſtellt euch das Entſetzliche vor: mehr als hundert Arbeiter zu hinterſt im Tunnel, und hier ſtürzt der brennende Holzthurm herunter und mit ihm von ſeiner Glut aufgelöst oben das Mauerwerk!" — „Du biſt ein Narr", ſagten die Arbeiter, „würden die hundert oder mehr Klafter Holz ſo in Einem Augenblicke verbrennen? am Ende ließen wir's oben hinaus brennen und hätten immer noch Zeit, aus dem Tunnel zu kommen." „Aber ihr bedenket nicht", ſagte Andreas, „den ungeheuern Luftzug, den das Feuer im Schachte erzeugen müßte, ein Luftzug, der wie ein Sturm, ja wie ein Orkan hinauf raſen und die verzehrende Gewalt der Flammen aufs äußerſte vermehren würde." „Für einmal", ſagten die Schmiede, „gibt uns das Feuer im Roſt kühl und wir werden es, damit auch ihr tief hinten kühl bekommet, wohl unterhalten." „Möge euer Feuer", ſagte Andreas weggehend, „nur Keinen kalt machen." Vom Schachte weg bis ſo weit der Durchbruch vorgedrungen, war es jetzt eine Strecke von etwa 2000 Schuh. In dieſer Abtheilung war der Tunnel nur 1000 Schuh weit gewölbt, die übrigen 1000 Schuh waren nur durch Holzgerüſte gegen Löſung und Sturz von Erde und Steinen geſichert. Im hinterſten Ende war Andreas mit ſeinen Leuten an der Arbeit, die bis eine halbe Stunde nach dem Mittag ihren ungeſtörten Fortgang hatte.

Hinter dem Dorfe Hauenſtein, wo ſich in einem Keſſel von grünen Hügeln umgeben, der Schacht öffnet, ſtehen in geringer Entfernung von der Oeffnung und dem Kran, an welchem früher durch den Schacht die Arbeiter und die Bauſteine und alles Uebrige hinuntergelaſſen worden, und eine Dampfmaſchine Luft hinunter pumpte, einige Häuſer,

zunächſt ein neues mit Ziegeln gedecktes, weiter abwärts einige Strohhütten. Am achtundzwanzigſten Mai, Mittags um $12^1/_2$ Uhr, rief die Hausfrau im oberen Hauſe ihrem Mann, der in der Scheune war, er möchte doch ſehen, es rauche aus dem hölzernen Schlotte des Schachts ganz ungewöhnlich. Der Mann kam, ſah den Rauch oben heraus in dicken Schwällen und ſeitwärts aus allen Fugen und Ritzen des Schlotts dringen und ſagte: „Das iſt nicht der Rauch der Eſſe; und horch, wie es im Schachte kniſtert! es tobet und toſet als wie in einer Hölle.“ Und wie er dieß ſagte, ſchlug eine Flamme aus dem Schlotte hoch und immer höher und verzehrte den Schlott und ſtrömte und wüthete aus dem Schacht in ſeiner ganzen Breite mit ſchrecklichem Ziſchen und Sauſen. Wenn ein ſolcher Flammenſtrom, wie er hier bis in die Wolken empor fuhr, wagerecht zu den Thoren einer Stadt herein ſchlüge, im Augenblicke läge Gaſſe um Gaſſe in Aſche. So hoch wie dieſe Feuerſäule, ſo mächtig und gewaltig iſt noch nie ein Waſſerſtrahl emporgeſchoſſen. „Allmächtiger Gott“, rief der Bauer, „der ganze Berg brennt! helfet, löſchet! unſere Häuſer werden angezündet.“ Wirklich fielen eine Maſſe brennender Kohlen auf das Dach; zum Glück war es mit Ziegeln bedeckt. Die Bewohner der Hütten etwas weiter unten ſchütteten, ſo viel ſie konnten, Waſſer auf ihre Strohdächer; kaum vermochten ſie das mehr als einmal in denſelben ausbrechende Feuer zu löſchen. Der hohe hölzerne Schlott über dem Schachte war nun zuſammengebrannt. Die Flammenſäule aus dem offenen Schachte nahm nicht ab, ſie trug jetzt angebrannte Bretter wie Spielkarten in die oberſte Höhe; wie ein feuerſpeiender Berg ſchleuderte der brennende Schlund lodernde Balken, ja Felſen in die

Luft; es regnete und praſſelte von Steinen und feurigen Holzſtücken. Die Hitze verſengte nahe ſtehende Bäume, ohne daß dieſe von dem Feuer berührt wurden. Und höher als der Flammenſtrahl ſtieg und wirbelte noch die Rauchſäule. Sie wurde auf viele Stunden weit bemerkt. Das Land ringsum meinte, ganz Hauenſtein gehe im Brande auf und eilte zu Hülfe.

Die Leute aber zunächſt am Feuerſtrome des Schachtes dachten, wie dann nach und nach die Flammenſäule ſich ſenkte, aber Rauch und Hitze immer hervorquoll und dann das für den Augenblick durch den Sturz von Balken und Steinen gedampfte Feuer wieder hindurch drang und in einem neuen heftigeren Ausbruch empor wüthete wie aus einer Hölle, ſie dachten: was wird nun erſt im Tunnel ſelbſt geſchehen ſein? Um Gottes Willen! Iſt wohl alles verbrannt? oder haben ſie ſich retten können? Sind auch die hölzernen Gerüſte alle die lange Strecke weit in Flammen gerathen? Iſt wohl alles verſchüttet und umgekommen?

Eine arme Frau die eine dieſer Strohhütten bewohnte und ihren einzigen Sohn im Tunnel hatte, ſchrie, indem ſie ihr Häuschen zu retten ſuchte: „O mein Sohn, mein Sohn! mein Häuschen, mein Häuschen! Allmächtiger Gott, ſei doch meinem Sohn und mir gnädig und barmherzig!“

Den benachbarten Häuſern drohete nun das Feuer um ſo mehr, da auch der Kran neben dem Schacht und ein Theil des Gebäudes brannte, in welchem früher die Dampfmaſchine geſtanden.

Einige Leute, die auch im Tunnel angeſtellt waren, und beim Ausbruch des Feuers eben von ihren Höfen her über die Hügel kamen, um an ihre Schicht zu gehen, hatten auch feurige Kohlen von ſich zu ſchütteln, welche

der durch den Flammenſtrom erzeugte ſcharfe Windzug über ſie getragen hatte. Dieſe Leute ſowie zwei Bauführer liefen nun jähſten Sprunges den Hauenſtein hinunter zum Eingang des Tunnels. Da war von Arbeitern ein Getümmel, Her- und Forteilen, Fragen und Rathen und Befehlen, Ein Jammerruf, Ein Schrei: helfet! helfet!

Von hundertundzwanzig Arbeitern, die ſich im Tunnel befanden, haben ſich etliche ſiebenzig gerettet. Man zählt, frägt, ruft nach den Namen; es mangeln zweiundfünfzig. Die ſind nun hinter den glühenden Trümmern des Holzthurmes und des in den Tunnel geſtürzten Schuttes.

Die entkommenen Schmiede, mit welchen Andreas um 10 Uhr noch geſprochen, melden haſtig: „Wir freuten uns des friſchen Luftzuges und der Kühle, den uns das Feuer im Roſte des Schachtes verſchaffte, um ſo mehr, je weniger es dem Andreas hatte gefallen wollen. Wir hatten bis Mittags nach 12 Uhr ſchon ein gutes Stück Arbeit hinter uns. Da rief der Heizer des Ofens über uns in unſere oben offen ſtehende Schmiede hinunter: „Es brennt im Schacht. Wir warfen die Hämmer weg, eilten hinaus, ſchauten durch die Lücke des Bodens um das Rohr herum in den Schacht hinauf und ſahen ihn in hellen Flammen. Sogleich eilte einer von uns, ſo ſchnell er nur laufen konnte, in den Tunnel hinein und rief: Rettet euch! Er traf auch unſern Handlanger und Laufbuben, der den Arbeitern ihr gebeſſertes Werkzeug hingebracht hatte und ſchadhaftes auf einem Wagen zurückbrachte. Dieſem ſagte er: Lauf, was du immer kannſt, und ruf den Arbeitern in 18 und 19: der Schacht brenne; ſie ſollen fliehen! Der Laufbube eilte hin und rief: „Fort, fort, der Tunnel will einſtürzen!“ In der Abtheilung 18 wollten ſie ihm

nicht glauben; in 19 aßen vier Arbeiter ihr Mittagsbrod; *ein fünfter arbeitete noch und ließ ſich nicht ſtören und* ſagte: es ſei nicht erſter April. Andere Arbeiter, da ſie die Todesangſt des Buben ſahen, eilten ſogleich hinaus; doch zogen ſie noch ihre Kleider an. Er ſelbſt vergaß auch nicht ſein Speiſeſäcklein, ſein Ueberhemd und Fläſchchen, und ſchoß dann mit vielen andern beim Schacht vorbei, wo ſchon brennende Balken herunterſtürzten.

In der Abtheilung 17 verſchloß noch einer der Arbeiter, ehe er entfloh, die Pulverkiſte und andere Kiſten, in denen Oel, Kerzen und Werkzeug waren, zog noch ſeine Kleider an und mahnte dann noch Andere, die er in 16 und 15 fand, zur Eile. Von 15 aus konnten ſie das Feuer ſehen. Um den Schacht herum war es hell wie am Tage. Er half vor dem Schacht andern Arbeitern ein noch unausgebrochenes Felſenſtück ſtützen! Das währte einige Minuten. Derweil ſtürzten aus dem Schacht immer mehr glühende Balken und Steine hinunter. Arbeiter, die noch aus der Tiefe hervorliefen, trauten ſich nicht durch dieſen Feuerregen hindurch und wichen zwei und drei Mal zurück. Und erſt durch die dem Feuer ſchon entronnenen ermuthigt, wagten ſie endlich, durch die Flammen zu ſpringen und entkamen.

Viele waren hinten im Tunnel geblieben. Sie hatten am Morgen das Geſpräch des Andreas mit den Schmieden gehört und ſagten: das hat Andreas mit dem Laufbuben verabredet, und wollten dem Rufe: rettet, rettet Euch! nicht folgen.

Aber Andreas ſelbſt, ſo erzählte einer der Entkommenen, beſchwor ſie doch ſo ſchnell als möglich zu entſpringen und eilte ſelbſt noch zu hinterſt in den Tunnel,

um alle zur Flucht anzutreiben und keinen zurückzulaſſen.

Wie dann die letzten von etwa ſiebenzig, die entrannen, durch die Flammen gedrungen waren, ſtürzte der brennende Holzthurm in den Tunnel, und die noch mit Andreas entſpringen wollten, waren nun abgeſchnitten.

Der Laufbube, wie er mit noch vielen andern zum Tunnel herausgeſtürzt kam, blickte zurück und ſchaute ſich um und fing an aufzuſchreien, zu weinen und zu jammern: „Sie wollten mir nicht glauben, auch dem Andreas nicht. Ach Gott, der iſt auch nicht da; er hat mich vorausgeſchickt und iſt ſelber noch tiefer hineingeſprungen, um die andern zu errufen. Er hat es ſo kommen ſehen.“

Alles dieſes Berichten, Suchen und Fragen geſchah in wenigen Augenblicken.

Am Ausgange des Tunnels ſind eine Anzahl größerer und kleinerer Wohnungen der Arbeiter, die ſich hier ſeit Beginn des Werkes angeſiedelt. Aus allen dieſen Häuſern waren die Männer, die Frauen und Kinder herbeigeſprungen. Andere Frauen, Töchter und Kinder waren da, die in der Mittagsſtunde ihren Vätern und Brüdern das Mittageſſen gebracht. Alle ſuchten im Gewimmel der Hervorgeſtürzten, dem Tode todtenblaß Entſprungenen die Ihrigen. Namen wurden gerufen; es wurde in der ganzen Menge mit Auge und Mund gefragt: iſt mein Mann, iſt mein Sohn, mein Bruder auch da? Und vielfaches Jammern brach aus nach den Vermißten.

Aber nicht lange wurde müßig gejammert. Es erhob ſich wie aus Einem Munde der Ruf: Auf, auf! Retten wir die Brüder! Und ſo ſtürzten mit den herbeigeeilten Arbeitern auch die dem Grabe kaum Entſprungenen mit

neuem Werkzeug wieder in den Tunnel hinein, und durch den Rauch und Qualm, um durch den brennenden Trümmerwall den Kameraden ein Thor zu öffnen.

Sie mochten es in dem Rauch nicht lange aushalten und waren bald wieder gezwungen, außerhalb des Tunnels friſche Luft zu ſchöpfen. Aber ſo bald ſie ſich erholt, eilten ſie wieder hinein, andere abzulöſen und die Arbeit fortzuſetzen. So wird mit Aufbietung aller Kräfte vom Mittag bis am Abend gearbeitet nicht ohne etwelchen Erfolg. Man hoffte, in der Nacht noch den Wall durchbrechen und die Eingeſchloſſenen erlöſen zu können. Bis acht Uhr Abends war man ſchon 8 Schuh vorgedrungen. Man ermuthigte ſich auch: die Eingeſchloſſenen werden ſich mit möglichſter Anſtrengung ſuchen hinauszuarbeiten. Von den davongekommenen Arbeitern hatten ſich ſchon einige zum fünften und ſechsten Mal in den qualmenden Rauch und Dampf, in die Hitze und an die ebenſo gefährliche als mühevolle Arbeit gewagt. Das beſſere Gefühl gab ſich auch in roheren Männern kund.

Mittlerweile hatte die Feuer- und Rauchſäule auf dem Hauenſtein eine Menge Nachbarn zur Brandſtätte gerufen; ſie eilten in Schaaren herbei von beiden Seiten des Berges mit Feuerſpritzen und Löſchgeräthen. Die von der ſüdlichen Seite kehrten aber wieder um, da ſie gehört, der Rauch ſteige aus dem Schacht. Die zu demſelben Gekommenen aber halfen voraus die dem Schachte nächſten Häuſer retten. Der Brand dieſer hätte leicht das ganze Dorf Hauenſtein entzünden können. Wie man das im Schacht noch immer wüthende, mit Qualm und Flammen unter einer ſchrecklichen Hitze ſtets von neuem wieder ausbrechende Feuer dämpfen könne, darüber waren die Meinungen ge-

theilt. Einige ſchlugen vor, und es gebot auch ein Bauführer: den Schacht oben luftdicht zu verſchließen, daß das Feuer erſticke. Laſſe man dieſem noch weiter freien Spielraum, ſo werden ſich auch die vielen Zentner Steinkohlen im Tunnel bei der Schmiede entzünden. Andere meinten, das Erſticken des Feuers durch Abſchließen der Luft könnte den Eingeſchloſſenen ſchädlich ſein und auch ihnen die nöthige Lebensluft entziehen. Andere wollten das Feuer auswüthen laſſen; es gebe das auch im Tunnel einen friſchen Luftzug. Der Menge ſchien das Natürlichſte, das Feuer mit Waſſer zu löſchen; viele mißriethen es, das werde im Tunnel einen erſtickenden Dampf erzeugen und den Eingeſchloſſenen und denen, welche ſie retten wollen, lebensgefährlich werden. Zuerſt wurde nun der Schacht zugedeckt bis auf eine Oeffnung in der Mitte von etwa zwei Fuß. Dann rief man: an die Reihen, an die Reihen! Es iſt unmittelbar hinter dem Schacht ein ziemlich großer Teich, von dieſem bis zum Schacht reiheten ſich die Leute; es wurde geſchöpft, die Eimer flogen und der Teich wurde in den Schacht geleert. Das Dorf Hauenſtein ſelbſt hat wenige Brunnen und keine Waſſerſammler, ſo wurde denn Waſſer herbeigeführt aus allen benachbarten Brunnen und Quellen und Bächen. Von dieſem Löſchen hatte beſonders abgerathen der alte Pfarrer von Iſenthal; und wie ſich nun dieſe Ströme Waſſers in den Schacht ergoſſen, ſagte er: „Jetzt hat's gefehlt; jetzt werden die am Durchgraben des Walls Arbeitenden ſo wie die Eingeſchloſſenen von Dämpfen umgeben.“ Aber gleichwohl wurde ſo mit Hinunterſtürzen von Waſſer fortgefahren die ganze Nacht bis Freitag Mittags.

Bald trat ein, was man befürchtet, vielleicht durch

dieſes Löſchen befördert. Bis um zehn Uhr Donnerſtag Nachts hatten die Arbeiter am Durchbrechen des Schuttes ſchaffen können. Jetzt aber entwickelte ſich Stickluft, und die Arbeiter ſanken betäubt hin und erholten ſich auch an der friſchen Luft erſt durch den Beiſtand der Aerzte und anderer Hülfeleiſtenden.

Aerzte waren aus der Nähe und Ferne herbeigerufen worden ſo wie ganze Schaaren Eiſenbahnarbeiter von allen Seiten her von Olten, Aarau, Burgdorf, Läufelfingen. Und nun zeigte dieß Volk der Tagelöhner die größte Hülfsbereitwilligkeit, ja einen Heldenmuth, wie er ſich in Schlachten nicht tapferer und ſchöner bewähren kann. Sie ſetzten das Leben ein, um andern das Leben zu retten, ſie thaten es nicht um etwa die Gnade und den Lohn eines Fürſten oder den ausgeſetzten Preis einer großen Geldſumme im Wettkampfe zu erringen; ſie thaten es nicht in dem auch den weniger Beherzten hinreißenden Feuer des Schlachtenkampfes und der Selbſtvertheidigung. Sie brachten ſich ſelbſt zum Opfer. Und wenn du, Hordreicher, Hunderttauſende hingäbeſt, was wäre deine Gabe, die du nicht im geringſten vermiſſeſt, gegen die Selbſthingebung eines ſolchen Tagelöhners? Gar nichts! Oder thaten ſie es aus bloß natürlicher Liebe, aus Blutsverwantſchaft, der Vater für den Sohn, der Sohn für den Bruder? Nein! die Wenigſten derer, die draußen ſind, kennen die hinter dem feurigen Wall Eingeſchloſſenen, es ſind Schweizer, welche Britten, Franzoſen, Italiener retten wollen, es ſind hinwieder Iren, Schotten, Würtenberger, welche alles dran ſetzen, daß verſchüttete Schweizer, Badenſer und andere ihnen ganz unbekannte dem ſonſt gewiſſen Untergange entriſſen werden. Thun ſie's aus Ruhmſucht? Es ſind unbekannte Leute,

mit Namen nicht einmal den Herren bekannt, für deren Gewinn ſie arbeiten. Wer hatte ihnen dieſen durchaus uneigennützigen aufopferungsfähigen Edelmuth eingeflößt? Der vorübergehende Prieſter oder Levit? gewiß nicht, aber ganz gewiß der, welcher ſelber der Samariter hieß. Denn er iſt gekommen, das Licht anzuzünden. Und er löſcht den glimmenden Docht nicht aus, ſondern erfacht ihn in denen, welche ſo oft die letzten ſcheinen, in dem, was ſchwach iſt vor der Welt und unedel und verachtet, oft durch ſolche Ereigniſſe zur hellen Flamme. Oder thun ſie es angetrieben von einem gewiſſen Korpsgeiſte? ſie ſind nicht auf ſolche Weiſe verbunden, ſie kommen und gehen der eine nach Norden, der andere nach Süden; ſie ſprechen verſchiedene Sprachen und einige können ſich gegenſeitig kaum verſtändlich werden. Nein ſie thun es durchaus in der Wahrheit:. Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Und der arme, verachtete Tagelöhner, der nun in die Todesluft tritt, um andere daraus zu retten, wie unendlich viel größer iſt er, wie unendlich viel mehr ein Menſch als jener gerühmte Kriegsfürſt, der eine große Zahl tapferer, ihr Vaterland vertheidigender Krieger in einer Höhle mit Rauch erſtickte. Du Tagelöhner biſt ein Menſch, dieſer ein Unmenſch! Oder haben euch Sünden und Laſter in dieſes Todeswagniß getrieben, Lebensüberdruß, Ekel über Euere traurige Arbeit, Leichtſinn und Leichtfertigkeit, nun eine Gelegenheit zu haben, des elenden Lebens einmal auf eine noch zu belobende Weiſe los zu werden? Nein! Viele von Euch ſind Söhne, welche mit ihrer Händearbeit ihre Eltern erhalten, andere Väter, welche ſeit Jahren alle Mühſeligkeiten ausgeſtanden, um die Ihrigen mit Gott und Ehren durch die Welt zu

bringen. Oder treibt Euch der Wahn, durch eine ſolche That unter die Seligen und Heiligen verſetzt zu werden? Das ſteht Euch nicht zunächſt vor der Seele, wohl aber, daß zu retten Euere Pflicht iſt, und daß, der Euch dieſes Pflichtgefühl und dieſen Trieb und Muth eingeflöst, Euch auch helfen werde. Ihr rufet, von den mißlungenen Verſuchen nicht abgeſchreckt: Wagen wir's noch einmal! hinein in Gottes Namen! Oder handelt Ihr in einer gewiſſen Beſinnungsloſigkeit der Angſt, in einer blinden Wuth, in einem anſteckenden Wahnſinn? gewiß nicht; denn wie kühn Ihr Euch in die Todesgefahr waget, Ihr brauchet doch noch ſo viel Vorſicht, als möglich iſt; und die ganze Nacht hindurch währet Euere Anſtrengung und den folgenden Tag, und Euer Muth und Euere Hingebung nimmt zu mit der Gefahr, in welcher Ihr die Brüder wiſſet; Ihr wollet Euch auch durch keine Vorſtellungen der Vergeblichkeit Euerer Bemühungen und der unfehlbaren Gewißheit Eueres Todes von neuen Verſuchen abwenden laſſen, und Ihr weichet endlich nur der Gewalt. Es wurde einige Stunden geraſtet. Aber früh am Freitag Morgen ſuchten die Arbeiter wieder an den Schuttkegel vorzudringen, allein ſie wurden von der Stickluft betäubt, fielen ohnmächtig oder todt hin. Da drängten ſich wieder andere vor, um die Vermißten zu holen. Sie traten muthig, die eigene Todtenkerze in der Hand, in die lange und finſtere Gaſſe des Todes. Andere fuhren auf mit Pferden beſpannten Rollwagen in die Dunkelheit und Peſtluft hinein; die Lichter brannten kaum noch, die Pferde ſchnaubten; im Tunnel lagen die Erſtickenden und Erſtickten, ſie wurden aufgeladen und hinausgeführt; aber auch die ſie herausbrachten, waren nun vergiftet, ſanken ohnmächtig hin. So lagen ſchon

ganze Reihen da bewußtlos und ſterbend. Es wurden in der ganzen Zeit vierhundert halb Erſtickter von den Aerzten behandelt. Dieſe bemühten ſich aufs angeſtrengteſte, ſie wieder ins Leben zurückzurufen; ihnen halfen Männer und Frauen, beſonders dieſe waren äußerſt thätig und unermüdlich mit Waſchungen und Reibungen ſelber um die, welche von den Aerzten ſchon aufgegeben wurden. So erwachte mancher wieder, die meiſten unter ſchrecklichen Zuckungen. Viele, ins Leben zurückgerufene, bleiben aber wie gelähmt, ſie haben das Gedächtniß und zum Theil die Sprache verloren. Einige derer, die ſich ſchneller erholt haben, ſind nicht zurückzuhalten und dringen mit andern zum fünften und ſechsten Mal wieder in den Tunnel, denn nun gilt es, zunächſt die Vermißten der Rettenden auf der langen, finſtern Todesſtraße zu ſuchen und ſo ſchnell als möglich herauszubringen. So hat ſich einer, ſchon zum vierten Mal wieder zur Beſinnung gebracht, neuerdings hineingewagt und kömmt nun nicht zurück, er iſt ohnmächtig umgeſunken und ſeine Begleiter auch ſchon gelähmt ſind zu ſchwach, ihn herauszutragen. Da dringt ſeine junge Frau hinein, findet ihren da liegenden Mann und trägt ihn ſelber heraus an die Lebensluft; aber er iſt todt. Unter den herausgetragenen Ohnmächtigen iſt auch ein Engländer, er wird einer der helfenden Frauen zu Füßen gelegt, es iſt ihr eigener Mann. Er war ſchon zwei Mal ſcheintodt herausgebracht worden und ſeine Frau hatte ihn unter Thränen beſchworen, ſich nicht mehr in den Tunnel zu wagen. Allein er konnte dem Hülfgeſchrei nicht widerſtehen. Sie gibt ſich nun alle erdenkliche Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzubringen: umſonſt; auch er iſt ein Opfer ſeiner ſich hingebenden Bruderliebe und iſt Vater von drei

Kindern. Wie alle Belebungsverſuche vergeblich bleiben, erhebt die unglückliche Mutter von Schmerz überwältigt ein herzdurchdringendes Jammergeſchrei. Zwei Brüder halfen ihre Kameraden, die noch nicht aus dem Tunnel gekommen, ſuchen, und verloren ſich in der Dunkelheit ſelber. Der eine mußte zurück um Luft zu ſchöpfen; wie er wieder hinein lief, hörte er um Hülfe ſchreien; es war ſein Bruder. Er nahm ihn auf die Schulter und trug ihn hinaus. Allein auch er wurde matter, er bat andere Kameraden: haltet mich, verlaſſet mich nicht. Die Lichter waren am erlöſchen. Er ſelber fiel mit ſeiner Laſt. Da wurden beide Brüder vor dem Tunnel neben einander gelegt, der eine war todt, der andere, welcher jenen herausgeholt, kam wieder ins Leben, ſah den Bruder blaß neben ſich, ergriff deſſen Hand; ſie iſt kalt. Da ſagte er: „So biſt du auch ſchon todt und vor wenigen Augenblicken noch mein treuer Gefährte!“ So fiel wie in der Schlacht ein Kamerad neben dem andern angehaucht von dem unſichtbaren und nur um ſo grauenvolleren Feinde. Gegen ihn half weder Muth noch Kraft. Ihm zu nahen, forderte mehr Entſchloſſenheit als in ein Peſtlazaret zu treten; denn hier wurde jeder ohne Ausnahme vergiftet und konnte er nicht alſobald das Gift wieder von ſich hauchen, ſo ſtarb er ſchneller als von einem Giftbiſſe. In den Tunnel zu treten, war gefährlicher als in eine Höhle voller Giftſchlangen ſich zu wagen; der Tod war gewiſſer als im Sturme auf eine Batterie. Nur die unbedingteſte Hingebung, nur das vollſte Vertrauen auf Gottes Hülfe führte die Hülfeleiſtenden in den Todeshauch des Schlundes.

Schon Freitags lagen ſieben Männer todt da, die ihr Leben eingeſetzt; andere vier wurden vermißt und konnten

in der Finſterniß nicht gefunden werden. Man vermochte in derſelben von Stunde zu Stunde immer weniger weit vorwärts zu kommen; die vergifteten Dünſte verbreiteten und verſtärkten ſich immer mehr.

Wie dieſelben verdrängt, wie geſunde Luft in den Tunnel gebracht werden könne, wurde nun hin und her gerathen. Freitags verſuchte man mit Kalkwaſſer, das man durch Feuerſpritzen in den Tunnel trieb, die Peſtluft unſchädlich zu machen. Umſonſt! Die Mannſchaft an den Spritzen, welche von Olten und Zofingen und andern Orten hergekommen, wurde auch ohnmächtig. Die ſtärkſten Männer, welche am längſten aushielten, am angeſtrengteſten arbeiteten und auch um ſo kräftiger und tiefer Athem holten und die Stickluft einſchluckten, wurden von dem Gifte nur um ſo mehr erfüllt. Einige blieben mehrere Tage lang krank, andere ſpürten die ſchlimmen Folgen noch mehrere Wochen ſpäter. Die Thätigkeit auch dieſer mit ihren Spritzen zu Hülfe hergeeilten Leute war außerordentlich und voll Hingebung. Aber auch dieſe und andere Verſuche mit großen Strohfeuern, mit breiten Segeln ferner, die man auf Wagen ſchnell vor und rückwärts bewegte: alle dieſe Verſuche wurden als ganz vergeblich aufgegeben.

Es konnte nichts anderes helfen, als Röhren in die ganze Länge des Tunnels zu legen und mit Luftpumpen durch friſche Luft die vergiftete zu verdrängen.

Es wurden daher ſolche hölzerne in der Höhe und Breite 14 Zoll weite Röhren überall beſtellt und in der Nähe und Ferne, in Luzern, Baſel und Zürich und Aarau und anderwärts Tag und Nacht gefertigt; und ſchon am Montag früh war 2200 Fuß weit in den Tunnel hinein eine ſolche Röhrenleitung gelegt und vorn an derſelben arbeitete

der Ventilator, getrieben von dem aus dem Tunnel strömenden Bache, welcher ſich durch den Schuttkegel bald wieder Bahn gebrochen hatte. So weit die Röhren vorgeſchoben wurden, verbeſſerte ſich nach und nach die Luft. Ein Geſchwiſterpaar, Bruder und Schweſter, ſaßen ſtundenlang vor dem Tunnel auf einem Stein und warteten, ob man ihren erſtickten Bruder finde. Er wurde endlich am 2. Juni nebſt drei andern Leichen gefunden. Und die Geſchwiſter führten ihren todten Bruder auf den Gottesacker ihres Dorfes.

Bis am 2. Juni Dienſtag Vormittags war die Röhrenleitung 3000 Fuß vorgerückt und Nachmittags hatte ſie den Schuttkegel erreicht. Man fing an, ihn zu durchbrechen. Die Arbeit war eben ſo mühſam als drohend; aber auch hier entzogen ſich die Arbeiter der Gefahr nicht. Sie hatten einen acht Fuß hohen und vier Fuß breiten Stollen zu öffnen. Nur etwa zehn Mann konnten daran arbeiten. Sie gruben ſich durch glühenden Schutt und verkohlte Balken und glaubten Mittwochs den 3. Mai, Vormittags 9 Uhr, den Wall durchgraben zu haben, indem ſie vor ſich einen offenen Raum ſahen. Sie hielten ein mit der Arbeit. Es war ein erwartungsvoller Augenblick. Was wird geſchehen? was ſich zeigen? läßt ſich Nichts hören? Sie riefen; ſie bliesen mit Signalhörnern. Alles bleibt todtenſtill. Verweſungsdunſt umgibt ſie. Die Röhren werden weiter vorgeſchoben und die Arbeit wieder möglich gemacht. Der Schuttkegel iſt noch nicht durchbrochen. Die herunter geſtürzten Balken, ſich gegenſeitig ſtemmend, haben einen hohlen, etwa ſechs Fuß tiefen Raum gebildet, jenſeits desſelben muß weiter gegraben werden. Der ganze Wall iſt 36 Fuß breit, noch ſieben Fuß ſind zu durchbrechen.

Der Durchbruch gelang endlich am achten Tage nach dem Einſturze, Donnerſtags den 4. Juni, Abends halb acht Uhr. Bis Freitag Mittags hatte man dann einunddreißig Leichen gefunden.

Die Kunde des außerordentlichen Unglücks war am nämlichen Tage, den 28. Mai, durch den Telegraphen und auf den Eiſenbahnen in die weiteſte Ferne gekommen. Auch an dem Orte, an welchem Margarita wohnte, wurde davon erzählt. Ihr Hausherr hörte es in der Geſellſchaft und theilte es zuerſt ſeiner Frau und Tochter mit. Sophie meinte, Andreas ſei bereits aus der Arbeit im Tunnel getreten und Margarita könne über das Loos ihres Verlobten unbekümmert ſein. Wie aber Margarita von dem Unglück hörte, war ihre erſte Frage: „Wann, wann iſt es geſchehen?“ Tag und Stunde konnte bereits genau angegeben werden. „Da iſt er unter den Eingeſchloſſenen“, rief ſie, und wurde todesblaß. „Er kann auch einer der Entkommenen ſein“, ſagte Sophie. „Nein, nein!“ fuhr Margarita fort, „das iſt meine Angſt die letzten Tage und Nächte hindurch, wie ich ſie noch nie gefühlt.“ Sophie ſuchte ſie zu beruhigen. „Noch kenne man die Namen der einzelnen Verſchütteten nicht. Da das Nähere noch nicht bekannt geworden, ſei es nicht erlaubt, aufs Ungewiſſe hin ſich der Troſtloſigkeit hinzugeben und das Traurigſte vorauszuſetzen.“ „Ach“, rief Margarita aus, „er iſt in den Finſterniſſen der Erde eingeſchloſſen, er iſt in ſeinem Grabe, das nur ſeiner Seele ſich öffnen wird. Er iſt verſchüttet; ich fühle es ganz und gar. Meine Seele iſt zu ihm gezogen in den unerſchließbaren Kerker. O du armer, armer Andreas!“

Bald darauf brachten die Zeitungen die Namen der

Verſchütteten, die vergeblichen Verſuche alle, ſie zu retten, die neuen Opfer, welche dabei gefallen. Sophie überflog die lange Reihe der Genannten und „ach Gott“! ſeufzte ſie. Andreas war darunter. „Du haſt es geahnet, wie es geſchah, wie es Gott zugelaſſen in ſeinem uns verborgenen Rathſchluſſe“, ſagte ſie zu Margarita; „Andreas iſt wirklich unter den Eingeſchloſſenen.“ „Ich weiß es“, antwortete Margarita; „ich wußte es ohne die Zeitungen.“ Sie rang die Hände und rief: „O du Lieber, Lieber, mußt du ſo ſterben und ſollten wir uns nicht wiederſehen!“ Sophie und auch der Herr und die Frau ſuchten ſie zu tröſten: nach den Zeitungen ſei noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, die Eingeſchloſſenen zu erretten. Sie ſeien eben doch nur eingeſchloſſen und nicht eigentlich verſchüttet; der Raum, in welchem ſie ſich befinden, ſei lang und auch ziemlich hoch; die Lebensluft in demſelben könne auch in zehn und mehr Tagen nicht erſchöpft werden; es fließe ein ziemlich ſtarker Bach ſchon durch den hintern Theil des Tunnels, auch dieſes lebendige und geſunde Trinkwaſſer erfriſche die Luft; die Eingeſchloſſenen haben noch Nahrung, Brod, Thee, Rhum und Milch bei ſich; denn die Arbeiter gehen nicht ohne dieſelbe in den Tunnel; ſie haben auch genug Kerzen und Oel zum nöthigen Licht, ja im äußerſten Nothfall können ſie ſich auch mit dieſem Talg und Oel das Leben friſten; es ſeien ſogar noch ſieben oder acht Pferde mit ihnen eingeſchloſſen, dieſe können geſchlachtet werden und zur Nahrung dienen. Unter den Abgeſperrten ſeien auch Minengraber, welche wiſſen, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſei, namentlich befinde ſich unter ihnen ein Engländer, welcher einmal ſchon neun Tage verſchüttet geweſen ſei und dieſer werde ihnen des Beſten rathen und

helfen können. Vielleicht haben ſie ſchon mit dem Baugeräth, an welchem in ihrem Raum ein großer Vorrath vorhanden, eine Wand aufgerichtet, gegen die Stickluft, falls dieſe auch in den hintern Theil des Tunnels dringen ſollte, was aber wahrſcheinlich nicht einmal der Fall ſei. Gleich außerordentlich ſeien auch alle die Anſtalten zur Rettung und der Eifer und die Hingebung, die von allen Seiten zu Hülfe kommen. Andreas ſelber ſei zudem ein eben ſo kluger und vorſichtiger als unerſchrockener Mann, er habe auch im Bergbau bereits viele Erfahrung gewonnen; vielleicht daß ihm Gott ſelber einen guten Rath eingegeben, wie ſie ſich, bis der Schuttkegel durchbrochen, das Leben friſten können. Gott werde auch ihn nicht in der Tiefe der Erde verlaſſen, er werde auch ſein Gebet erhören. „Ja", ſagte Margarita, „beten, beten, das iſt das einzige, was ich thun kann und was auch er thut, ich weiß es. Helfet uns beten, daß ihn Gott nicht verzweifeln laſſe mitten in der Nacht und den Schreckniſſen des langſamen Todes, da für die Seele kein Ausgang iſt als nur mit Zurücklaſſung des irdiſchen Lebens. Ich wache mit ihm die ganze Nacht und bete. Ach ihm wechſelt nicht mehr Tag und Nacht. Und ſollten auch auf ihre Seite die erſtickenden Dünſte dringen, ich darf an all den Jammer und das Entſetzen gar nicht denken. Aber jetzt, da ihr mir ſchon erlaubt habt, während der Pfingſtwoche in die Schweiz zu reiſen, um den Andreas abzuholen, ſo werdet ihr nun die Erlaubniß nicht zurückziehen. Ach es iſt jetzt nicht ein Luſtreiſchen. Ich gehe meinen Bräutigam, das Herz meines Herzens, zu begraben, ihn, der mein Gatte ſein ſollte. Es iſt Niemand dort, der um ihn weint; es ſollen ſeinem Sarge und Grabe die heißeſten und treuſten und ſchmerz-

lichſten Thränen nicht mangeln. Vielleicht ſehe ich dich doch noch im Tode, du Guter, Treuer, und drücke dir noch die kalte Hand."

„Wir wollen hoffen, liebe Margarita", ſagte Sophie, „du erlebeſt noch die höchſte Freude und er werde dir, gerade wie du hinkömmſt, lebendig und unverletzt aus dem Grabe heraus geführt. Gott ſelber ſchenke ihn dir wieder!"

„Ach", ſagte Margarita, „ich darf mich dieſen Hoffnungen nicht hingeben; die Täuſchung wäre nur noch um ſo troſtloſer. Und doch, und doch kann ihn Gott ja wohl wieder an's Tageslicht herausbringen und ihn ſeine Sonne wieder ſehen laſſen und ſeiner Hände Werk. O wie viel ſeliger würde ich mit dem mir wieder Geſchenkten mich des Mai's und der ſchönen Berge freuen und wieder zu Euch zurückkehren! Aber ich darf es nicht hoffen. Es iſt zu traurig in meinem Herzen."

Sie zog auch ein Trauergewand an, als ob ſie deſſen ganz gewiß wäre, ſie gehe an das Leichenbegängniß ihres Verlobten. Sophie bot ihr andere Reiſekleider. Allein Margarita ſagte: „Sollten wir uns hienieden wiederſehen, ſollte ihn Gott aus dem Grabe hervorführen, ſo ſoll mein Andreas ſehen, daß ich traurend an ſeinem Grabe geſtanden; und für die Demuth dieſer unausſprechlichen Freude, wenn Gott ſie uns hier auf Erden noch wollte werden laſſen, ſchickte ſich auch dieſes Kleid eines Dank- und Buß- und Bettages. Erſchiene ich aber am Grabe meines Verlobten und am Grabe ſeiner ſo vielen Mitverſchütteten in einem farbigen Kleide, ach das würde ſich nicht ſchicken. Zudem finde ich im Trauerkleide wohl eher den Troſt und die Theilnahme oder auch die Schonung, deren mein armes Herz ſo ſehr bedarf."

Sie reiste nun auf dem nächsten Wege nach der Badener Eisenbahn und auf derselben nach Basel. Die hohe, schöne Gestalt, das edle jetzt so blasse Angesicht, ihr Trauergewand und der unendliche Schmerz, den ihre ganze Erscheinung aussprach, machte die Reisenden auf sie aufmerksam. Sie wird wohl Schwester, Braut oder Gattin eines der im Hauenstein Verschütteten sein, vermutheten Viele. Auf der Fahrt von Basel nach Läufelfingen erkundigte sie sich bei einem Reisenden, dessen Bescheidenheit und Theilnahme sie zum Reden ermuthigte, nach dem Stand der Dinge im Hauenstein. Der Reisende meldete, daß die Röhrenleitung vorrücke und die Arbeiten wieder möglich mache, den Schuttkegel zu durchgraben und wie die im Bergbau Erfahrenen und sogar Aerzte und Chemiker die Hoffnung haben, es könnten selber nach diesen verflossenen acht Tagen die Eingeschlossenen leben, und morgen oder spätestens übermorgen wieder ans Licht gebracht werden. Es sei ein gutes Zeichen, daß der Bach wieder voll und lauter durch den Schuttkegel fließe und daß, wie sich beim Angraben des Kegels gezeigt, die vielen dort aufgespeicherten Steinkohlen nicht entzündet worden seien. Auch denken Einige, wenn sich in dem hintern Theil des Tunnels aus den Kohlen nur Kohlensäure verbreitet, welche schwerer sei als die Lebensluft, so haben sich vor dieser Stickluft die Arbeiter auf die hohen Gerüste retten und dort sich noch einige Zeit halten können. Margarita sagte: „Ich mache mich auf das Traurigste gefaßt, ich bin bereit, den zwei und fünfzig Verschütteten an das Leichenbegängniß zu gehen. Es ist freilich Gott Alles möglich. Aber er hat ja auch eilf derer, welche so edelmüthig retten wollten, sterben lassen. Wir müssen uns seinem Rathschlusse unterziehen, so dunkel, ja grausam der uns

ſcheinen mag. Ach wir ſollen Gott ſogar in allen Leiden preiſen!"

Margarita hatte unterwegs vernommen, daß einige der bei den Rettungsverſuchen Geſtorbenen in Läufelfingen am 31. Mai, am Pfingſtſonntage, auf dem Gottesacker beſtattet worden ſeien. Sie begab ſich daher zuerſt dorthin. Sie dachte, die edeln Männer ſind auch für meinen Andreas geſtorben. Billig dank ich ihnen noch auf ihrem Grabe. Ich hätte ſie zu demſelben begleitet, wenn ich hier geweſen wäre. Sie traf bei dieſen friſchen Gräbern, wie ſie ſchließen mußte, jene Engländerin mit ihren drei Kindern, ſie knieten am Grabe ihres Vaters, weinten und beteten. Auch Margarita kniete hin und weinte mit ihnen und dachte an Andreas; ſie war jetzt in der Nähe ſeines ſchauerlichen Aufenthaltes, vielleicht ſeines Grabes, vielleicht gerade in der Stunde hier ſeines letzten langſamen und qualenvollen Hungertodes und Todeskampfes. Der Jammer überwältigte ſie, ſie ſenkte ihr Haupt ganz auf den friſchen Raſen eines dieſer Gräber, ſie ſchluchzte und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Die Mutter richtete ſich auf, bückte ſich voll Theilnahme zur Margarita und redete, da ſie ſeit ihrem Aufenthalte am Hauenſtein etwas deutſch gelernt hatte, in dieſer Sprache zu ihr und ſagte: „Arme Frau, wen habet denn Ihr verloren?" „Ich ſollte mich mit Ihnen tröſten", ſagte Margarita, „Sie haben mehr verloren als ich, Sie ſind Wittwe geworden; Sie ſind fern von Ihrer Heimat, von Ihren Verwandten durch Land und Meer getrennt. Und jetzt in Ihrem unendlichen Verluſte nehmen Sie ſich noch meiner an. Ich bin auch fremd hier; kein Auge weint mit mir." Und jetzt erzählte ſie ihr Schickſal. Die Wittwe ward noch mehr gerührt, ſie hatte durch ihren

Mann den Andreas kennen gelernt, und bat Margarita, ihr in ihre Wohnung zu folgen und bei ihr zu bleiben. „Ich will es thun“, ſagte Margarita; „Gott ſegne Sie für Ihre Theilnahme; er hat mich in Ihre Nähe gebracht und Sie mir zur Tröſterin gegeben.“ „Die Unglücklichen“, ſagte die Wittwe, „und die Nichtverzagenden und auf Gott Trauenden ſind ſich der beſte Troſt.“ Auch die Kinder der Wittwe zeigten ſich zutraulich gegen Margarita. Die Wittwe ſagte auch noch einigen ihrer Landsleute, wer die Hergekommene ſei; auch dieſe kannten den Andreas; er war ihnen einer der wertheſten Arbeiter und Aufſeher und hatten ſeinen Austritt ungern geſehen. Auch ſie hofften noch, daß wenigſtens ein Theil der jüngeren und ſtärkeren der Eingeſchloſſenen lebe, und äußerten gegen Margarita eine herzliche Theilnahme.

Frühe am folgenden Tag, es war Freitag der fünfte Brachmonat, ſtieg Margarita den Hauenſtein hinauf. Wer ihr begegnete, vermuthete, ſie werde um einen der Verſchütteten Leid tragen. Auch der Gefühlloſere empfand Mitleid mit ihr. Sie fragte, wie weit die Rettungsverſuche in der Nacht vorgerückt ſeien, und vernahm, heute werde man in den hintern Theil des Tunnels gelangen und über das Schickſal der Abgeſchloſſenen zur Gewißheit kommen. Sie ließ ſich die Stelle zeigen, wo der eingeſtürzte Schacht oben ſich mündet und die Richtung, in welcher ſich der Tunnel hinzieht. Sie ſtand lange auf der verdeckten Oeffnung des Schachtes. Es war ihr, als ſollte ſie ihrem Andreas hinunter rufen. Sie ſah noch die Spuren des Feuers, welches das entſetzliche Unglück zur Folge hatte. Dann ging ſie den grünen Hügel hinauf und in der Richtung des Tunnels gegen Norden vorwärts. „Da unter meinen

Füßen", dachte ſie, „iſt der finſtere, naſſe Felſenkerker ſo viele Thurmshöhen unter mir. Ach, ihr Unglücklichen, wie werdet ihr in dieſem finſtern Gange die acht Tage und acht Nächte hin und her gegangen ſein, rath- und thatlos! Konntet ihr fortleben, ach ſo muß doch von Tag zu Tag euere Angſt geſtiegen ſein. Die Angſt hat euch entkräftet; kam auch über euch von Klagen und Jammer Erſchöpfte der Schlaf, ihr ſeid jedes Mal zu nur noch größern Qualen erwacht." Als ſie meinte, ſie ſei ſo weit vorwärts gegangen, als der hintere Theil des Tunnels reiche; es war dort eine kleine Vertiefung, blühende Obſtbäume ſtanden umher; da kniete ſie unter denſelben nieder, ſenkte das Haupt in das Gras und die Blumen. Es war ihr, als ſpüre ſie die Nähe ihres Freundes. „Andreas, Andreas", rief ſie in den Waſen hinein, „lebſt du noch? hörſt du mich? ſpürſt du mich? O du allmächtiger Gott, haſt du ihn bis jetzt erhalten, o ſo friſte ihm das Leben noch dieſen Tag über! Laß es den ſich ſo bereitwillig Hingebenden gelingen, ihren Brüdern die Hand zu reichen in das tiefe, ſchauerliche Grab hinein und ſie hinauszuführen an dein Tageslicht! Allmächtiger, es iſt dir Alles möglich; du konnteſt mitten in den Schrecken des Todes die Unglücklichen erhalten, du kannſt meinen Freund in dem Verließ und der Finſterniß da unten auch meine Nähe und Stimme und Bitte verſpüren laſſen; du kannſt die letzte Lebensſpur in ihm noch unter der Aſche erhalten und ſie anfachen zu einem neuen Lichte; Herr thue das! Erhöre mich! Haſt du aber ſeiner Seele ſchon geöffnet das Felſengebirg, haſt du ihn errettet aus dem Leibe dieſes Todes, haſt du ihn mit deiner allmächtigen Vaterhand ſchon erhoben in dein Lichtreich, aus der tiefſten und finſterſten Kammer in deine ewige Seligkeit,

o ſo mache mich deſſen recht gewiß und tröſte und ſtärke mich, dein verwaiſetes Kind! O du lieber Andreas, wo deine Seele auch weilt, ich weiß es, ich fühle es, du beteſt mit mir, wir ſind vereint vor Gottes Thron."

So lag ſie lange, wie an die Stelle gebannt. Endlich ſtand ſie auf. Sie wollte zum Eingang des Tunnels hinunter. Wie ſie über den Hauenſtein hinging, ſangen über ihr im blauen Himmel die Lerchen, Sommervögel flogen um ſie, ſie ſah die höchſten Gipfel der Alpen, wie ſie ſtrahlend gen Himmel deuteten. Im Hinunterſteigen traf ſie Eltern, Kinder, Geſchwiſter, Freunde und Freundinnen der Verſchütteten mit ihr ſelbſt in gleicher banger Ungewißheit, in größerer Furcht als Hoffnung deſſen, was ihnen nun die nächſte Stunde ſagen und zeigen werde.

Der Wall war durchbrochen, die erſten Verſchütteten gefunden, aber nicht mehr lebendig, wie man gehofft. Leichen lagen bei Leichen, einige hatten noch ihr Werkzeug in den Händen. Auch ſie hatten den Schuttkegel durchgraben wollen, waren aber wahrſcheinlich alſobald erſtickt, denn einige hatten noch Brod bei ſich.

Den Verwandten der Verſchütteten wurde geſtattet, in der Nähe des Tunneleinganges zu ſtehen und zwar oben am Borde des Weges auf der öſtlichen Seite, von welcher her ein friſcher Wind wehete. Die Leichen wurden herausgebracht. Ein entſetzlicher Anblick! Sie waren ſchon durchaus unkenntlich geworden. Die meiſten konnten nur noch an einzelnen Kleidungsſtücken erkannt werden. Es waren der Todten einunddreißig. Wie aber an dieſem oder jenem Merkzeichen die Hausfrau ihren Mann erkannte, der Vater oder die Wittwe ihren Sohn, der Bruder den Bruder, da brach der Schmerz aus in Thränen und Klagen. Andere

traten ſtumm und blaß zurück und ſchauten noch, wie die theure Leiche in den Sarg gelegt wurde. Einige mußten von den Leichen der Ihrigen und aus dem Geruch des Todes hinweggedrängt werden. Eine nun zur Wittwe gewordene arme Frau ſah man mit ihren ſechs Kindern auf die Seite gehen, niederknieen und beten. Bei einigen Todten wurde erſpartes Geld gefunden, das vermehrte noch den Schmerz des alten Vaters, der Mutter oder des Kindes. Mit Thränen in den Augen lobten ſie den in ſeiner mühſeligen Arbeit Hingeſchiedenen. „Ach“, ſagten ſie, „er hatte ein beſſeres Loos verdient; er hat ſeit Jahren nur für uns gearbeitet und ſich ſelten nur Raſt und Erholung gegönnt.“ Andere Leichen wurden nicht erkannt; es waren, wie es ſchien, Leute faſt namenlos, ohne Angehörige, ohne Freunde, ſolche, denen im Tode wie im Leben Niemand nachfragte. Auch dieſe Verlaſſenheit bewegte die Umſtehenden ſehr, ſie empfanden, wie gewiß noch nie, die Hinfälligkeit des Menſchen und wie wenig der Einzelne zu bedeuten habe, wie wenig nothwendig, wie ganz und gar nicht unerſetzlich er hier zu ſein ſcheine, ein Rauch und Dampf, der Schatten einer Wolke. Und dennoch wie theuer, wie unentbehrlich der einzelne treue Arbeiter und Verſorger ſei, ſagten im Kreiſe ſo viele bittere Thränen. Wie groß die Treue, die Aufopferungsfähigkeit auch der einzelnen der Beamten, der Aerzte, der gemeinſten Tagelöhner, zeigte ſich auch hier wieder, da ſie bei dem grauenvollen Geſchäft und Anblick und Hauche ausharreten und ihre Pflicht erfüllten.

Unverwandt hatte Margarita vom Borde herab Leiche um Leiche betrachtet. Sie war ganz gewiß, daß unter denſelben ihr Andreas nicht geweſen. Sie hatte auch einigen

Arbeitern geſagt, wen ſie ſuche. Dieſe kannten den Andreas, redeten mit Liebe von ihm, hatten auch gehört, wie er in den Tunnel zum letzten Mal hinein gegangen, von dem Feuer im Schacht noch warnend zu den Schmieden geſprochen. Sie ſagten: „Wenn menſchliche Klugheit und Anſtelligkeit hat retten können, ſo iſt Andreas noch am Leben; auch war er der bravſte von Allen. Wir wiſſen auch, wie er gekleidet war, und wir würden ihn, auch wenn er ſonſt unkenntlich wäre, an ſeinem außerordentlich hohen und ſtarken Wuchſe doch erkennen. Er war der ſchönſte Mann unter allen Arbeitern.“

Der größere Theil dieſer einunddreißig Särge wurden nach Trimbach hinunter geführt und dort unter einem großen Begleite Theilnehmender beerdigt. Als das Begleit ſich entfernt hatte, knieete eine Bäurin an eines der Gräber. Ein Herzukommender fragte ſie, ob ſie einen Sohn oder Gatten verloren? „Nein“, antwortete ſie, „aber wer wollte nicht für die armen Seelen beten!“

Margarita aber ſtand noch immer am Eingang des Tunnels. Sie ſagte, ſie werde die Stelle jetzt nicht verlaſſen, bis ſie Gewißheit habe über das Schickſal ihres Verlobten. Bis zu hinterſt in den Tunnel war die Röhrenleitung noch nicht vorgerückt und es war immer noch Hoffnung, die Stickluft werde nicht bis in die hinterſten Räume gedrungen ſein. Als die Nacht eingebrochen, wurde ſie von den in den nächſten Häuſern wohnenden Frauen kaum bewogen, ihnen zu folgen und ein Nachtlager unter ihrem Dache anzunehmen. „Was hatte er für ein Nachtlager“, ſagte ſie, „ſeit nun neun Nächten? Ich bin doch unterm freien Himmel und in geſunder Luft. Und iſt er ſchon heimgerufen, was könnte mir Erwünſchteres begegnen, als auch hinüberzu-

ſchlummern?“ Sie ließ ſich endlich überreden, das Bord des Weges zu verlaſſen. Sie ſchlummerte aber auf dem Lager, das ihr freundlich bereitet war, nur kurze Zeit und war ſchon früh vor Tage wieder am Tunneleingange und erkundigte ſich, wie weit die Arbeit in den Nachtſtunden vorgerückt ſei. Es wurde ihr mitgetheilt: die Röhrenleitung erſtrecke ſich bereits 1800 Fuß weit hinter dem Schacht; einige Leichen ſeien gefunden worden; die des Andreas ſei nicht unter dieſen. Um an das Ende des Tunnels zu kommen, müſſe man noch 400 Fuß vorrücken, in dieſem entfernteſten Raume könnte doch noch friſche Luft ſein; man habe auch die erſte Luftleitung wieder hergeſtellt. „Ach“, ſagte Margarita, „ſeid ihr den Eingeſchloſſenen auf 400 Fuß nahe gekommen und es wäre noch Eine Seele am Leben, ſo hätte ſich doch dieſer Einzige noch geregt, ja wenn immer möglich, mit den letzten Kräften, wäre er euch entgegengekommen. Es iſt jetzt Alles aus und ihr werdet einundzwanzig Leichen herausbringen und darunter meinen Andreas. Gott hat ihn anders als wir gewünſcht, aus dem Tode erlöſet.“ „Es könnten“, meinte ein Arbeiter, „denn doch einige noch am Leben ſein, aber vor Entkräftung ſich eben nicht mehr regen, durch ärztliche Hülfe aber vielleicht wieder hergeſtellt werden. Denn die zuletzt gefundenen Leichen ſeien bei weitem nicht ſo entſtellt wie die im vordern Raume gelegenen.“ So wurde noch der letzte Funken der Hoffnung in Margarita genährt. Sie hielt mit vielen Andern, welche des Ausgangs der Ihrigen gewiß werden und ſie zum Grabe oder wieder ins Leben begleiten wollten, auf dem Borde des in den Tunnel führenden Weges Stunde um Stunde aus. Nachricht kam um Nachricht, es finden ſich weiter hinten keine Leichen

mehr, es könnte ſein, daß ſie ſich bis an das Ende des Tunnels zurückgezogen und ſich dort auf irgend eine Weiſe geſichert hätten. „Das läßt ſich nicht denken“, ſagte Margarita, „iſt es geſchehen, ſo ſind ſie auch dort auf ewig entſchlafen; denn nun ihr ihnen ſo nahe gerückt, würden ſie irgendwie ein Lebenszeichen geben.“

So wurde gewartet den ganzen Tag. „Die Leichen ſind gewiß alle gefunden“, ſagte Margarita, „aber man will es uns verheimlichen, die Unruhe im Volke, das rings herum wartet, nicht vermehren; es haben ſich vielleicht Umſtände ergeben, welche die erſten Schauerlichkeiten noch überſteigen.“ Die vielen umherſtehenden Arbeiter, die mit nicht weniger Spannung des endlichen Ausganges warteten und beſonders die Angehörigen der letzten einundzwanzig Verſchütteten wurden ſehr ungehalten; und da man wußte, daß nun alle Leichen aufgefunden ſeien, wurde verlangt, es ſollen alle Aufgefundenen noch aus dem Tunnel herausgebracht werden, ehe es Nacht werde. Die Unruhe wuchs und das Verlangen wurde lauter, da es hieß, man wolle die Aufgefundenen im Tunnel ſelbſt in die Särge legen und noch dieſe Nacht in aller Stille beerdigen. „Das ſoll nicht ſein“, riefen viele Arbeiter, „unſere Brüder ſollen wie die andern einunddreißig am hellen Tage und feierlich begraben werden. Es iſt morgen Sonntag und da wird ihnen der ganze Berg das Grabgeleite geben.“ Die Angehörigen der Todten ſagten: „Um Gottes willen, laſſet uns ſie noch zum letzten Male ſehen.“ Umſonſt ſuchte man ſie von ihrem Wunſche abzubringen; einige der Leichen ſeien doch nicht mehr zu erkennen; ihr Anblick ſei zu ſchauerlich; es müſſe auch für die Geſundheit der vielen Umſtehenden geſorgt werden. „Und ich will meinen Sohn ſehen“, rief

ein älterer Mann, der neben Margarita geſtern und heute am Tunnel gewartet; „wer hat ein Recht, mir ſeine Leiche vorzuenthalten? ſoll ich mein Auge von ihm abwenden? er hat das nicht verdient. Wiſſet ihr, was es heißt, auf ſolche Weiſe einen braven Sohn verlieren? ich will ihn ſehen!“ „Ach machet unſer Herzeleid nicht noch größer“, flehte auch Margarita, „bringet ſie doch heraus, ehe die Sonne untergeht, daß ſie noch einmal, das letzte Mal in der Theuern Angeſicht leuchte, ehe ſie der Sargesdeckel und das Grab auf ewig mit Nacht bedeckt. Entziehet uns nicht den letzten Troſt! wir ſcheuen und fürchten keinen Todeshauch! Sind ſie im Herren entſchlafen, o ſo laſſet uns noch in ihren Mienen den Frieden des Gottes ſehen, der ſie auch in den Todeskämpfen nicht verlaſſen hat.“ Die Beamteten, welche den Auftrag hatten, die Leichen ſo bald und ſo ſtill als möglich zu beerdigen, fanden die Bitten ſo gerecht als menſchlich. Sie ſahen auch einige der Leichen durchaus unentſtellt und ſo, daß deren Anblick allerdings noch Troſt gewähren konnte; und ſo beſchloſſen ſie, die Beſtattung auf den andern Tag zu verſchieben und ließen nun die Särge, in welche die Todten ſchon gelegt waren, zum Tunnel herausbringen.

Es war ein ſtiller klarer Samſtag Abend; im ſanften Abendlicht prangten ringsum die üppig bewaldeten Berghalden und zwiſchen denſelben herein in das Seitenthal und die Schlucht leuchtete das ſchöne Land und ſein ſtrahlendes Gebirg. Aber in alle dieſe Pracht hinaus ſchaute jetzt kein einziges Auge; nicht auf das Leben, auf den Tod war jeder Blick gerichtet. Sarg um Sarg wurde auf den Rollwagen ſachte aus dem gewölbten hohen Thore herausgebracht, wie aus einer unterirdiſchen Stadt des Todes.

Das milde Abendlicht beſtrahlte noch das Thor und den Raum vor demſelben. Wie ein Sarg herausgeführt war, wurde der Sargesdeckel abgehoben. Die meiſten Todten wurden erkannt und mit Namen genannt. Es wurde den Verwandten nicht verwehrt, näher zu treten. Unter heißen Thränen wurde noch Hand auf Hand gelegt, wurde noch ſegnend und dankend die Stirne berührt. Einige Leichen, beſonders die der jüngern Arbeiter, waren noch unentſtellt, Einzelne ſchienen noch nicht lange entſchlafen. Alle hatten die Hände über der Bruſt gekreuzt oder gefaltet. So war ein großer Theil gefunden worden zu hinterſt im Tunnel auf einem Gerüſt, einer neben dem andern entſchlafen. Schon ſtand den Weg hinunter die lange Reihe von neunzehn Särgen. Margariten, die nahe am Thore ſtand, wo die Sargdeckel abgehoben wurden, und die aufs ſchärfſte jede Leiche betrachtete, wurde angſt und bang; ſie zitterte. Hatte ſie nicht recht geſehen? Iſt unter den mehr Entſtellten und faſt unkenntlich Gewordenen ihr Andreas geweſen? iſt er unerkannt bereits vorübergeführt? und welcher der vielen Särge birgt ihn nun? Oder iſt er gar ſchon unter den erſten, den ſchon begrabenen einunddreißig geweſen? Haben ſich auch die Arbeiter getäuſcht, die verſicherten, ſie würden ſeine Leiche unter allen herausfinden? Es kam der zwanzigſte Sarg, unwillkürlich ging ſie ihm entgegen, er wurde abgedeckt: „O Gott“, ſchrie ſie, „das iſt mein Andreas“, und fiel über ihn hin und küßte ihn und benetzte ſein durchaus noch friſches, ja blühendes Angeſicht mit einer Fluth von Thränen und ſtrich ihm das Haar aus der ſchönen Stirne und küßte auch ſie, und faßte ſeine über der Bruſt gefalteten Hände in die ihren und legte ihr Haupt auf ſeine Bruſt und ſagte: „O du Guter,

Treuer, Lieber, Lieber!“ und küßte ihn wieder und wieder. Alle weinten mit ihr, auch die Beamten, die nun ſeit zehn Tagen das Schrecklichſte geſehen und erlebt, deren Mitleid von all den Sorgen und Geſchäften Tag und Nacht zurück gedrängt war, konnten nun weinen, ſelber das Auge manches roheren Angeſichtes wurde naß. „O welch eine Liebe!“ ſagten viele; „was für ein ſchönes Paar ſind die geweſen; wie Schade, wie Schade!“ Einer der Hülfe leiſtenden Aerzte mahnte Margarita ſanft, ſie möchte ihrer Geſundheit ſchonen. „Ach“, ſagte ſie, „iſt er denn todt? noch iſt ja etwas Farbe auf ſeinen Wangen; noch ſind ſeine Lippen roth; es umgibt ihn kein Leichengeruch. Nein, er iſt nicht todt, er kann nicht todt ſein.“ „Er iſt ganz gewiß todt“, ſagte der Arzt; „ſein Ausſehen hat auch uns zuerſt getäuſcht; wir haben ſeit Stunden alle möglichen Belebungsverſuche mit ihm vorgenommen; umſonſt!“ „O“, ſagte ſie, „gebt die Hoffnung noch nicht auf, machet neue Verſuche hier in der friſchen Luft, hier am Sonnenlicht, verſuchts mit Bädern.“ „Beruhigt euch“, ſagte der Arzt, „es iſt Alles geſchehen. Das Leben iſt entwichen. Die nach ihm folgende einundzwanzigſte Leiche hat ein Ausſehen noch friſcher und blühender; auch an ihr wiederholten wir vergeblich alle Belebungsverſuche. Dieſe beiden letzten und einige andere, welche bei einander lagen, wie wenn ſie ſich friedlich zur Ruhe gelegt, müſſen faſt ſelig entſchlafen ſein. Tröſtet euch deſſen.“ „Ja das iſt noch ein großer Troſt“, ſagte Margarita, „du biſt ſelig entſchlafen, lieber Andreas, du biſt im Herren entſchlafen. Er war dir nahe mit ſeinem Troſt und Licht und Leben. Und nun lebe wohl, auf ewig wohl und auf Wiederſehn im beſſern Leben!“ Und ſo küßte ſie ihn nochmals und legte ihr Haupt an das ſeine.

Der Arzt bat ſie dringend, ſie möchte doch zurücktreten. „Ja“, ſagte ſie, „es muß geſchieden ſein“, drückte noch einen Kuß auf ſeine Lippen, umfaßte noch einmal ſeine Hände; und ſah, wie der Sarg wieder bedeckt wurde.

Der Amtmann überreichte ihr, was ſich bei Andreas gefunden, das Geld, die Uhr, ein neues Teſtament, es war das, welches ſie ihm beim Abſchied geſchenkt und ein Schreibbüchlein.

Die Leute, bei welchen Andreas im Dorfe Hauenſtein gewohnt, ſtanden auch da, als ſeine Leiche herausgebracht wurde. Sie wußten, daß er eine Braut habe. Auch ſie waren über Andreas trauriges Ende gar betrübt, er war ihnen ſehr lieb geworden, nicht minder bezeigten ſie der ſo ſchmerzlich leidenden Margarita herzliche Theilnahme und luden ſie ein, mit ihnen in ihre Wohnung zu kommen, ſie könne in der Kammer ſein, welche Andreas bewohnt habe. „Ich werde Euch noch beſuchen“, ſagte Margarita, „ich muß Euch noch ſelber danken für alle Liebe, die Ihr meinem Andreas erwieſen; auch möchte ich freilich ſeine Kammer noch ſehen. Aber dieſe Nacht bleibe ich bei ihm. Morgen nach dem Leichenbegängniſſe komme ich zu Euch.“

Bis in die Nacht blieb Margarita nahe bei Andreas Sarge. Endlich folgte ſie der dringenden Bitte der Leute, unter deren Dach ſie die vorige Nacht zugebracht, und begab ſich zur Ruhe. Sie fand etwas Schlaf. Als ſie aber erwachte, leuchtete der hellſte Mondenſchein. Sie ſtand auf. Sie hatte nur wenige Schritte bis zum Wege hinüber, auf welchem die lange Reihe der Leichen ſtand. Ein Arbeiter hielt Wache. Er kannte ſie, er hatte mit ihr geweint. Er erlaubte ihr, näher zu treten, er hob ſelber den Deckel ab von Andreas Sarge. Der Mond ſchien

nun auf das ſchöne wie im ſeligſten Frieden ſchlafende Angeſicht. Lange ſchaute ſie ihn an; es war ihr, er müßte leben: „Ja du lebſt“, ſagte ſie, „deine ſchmerzloſen, ja lächelnden Geſichtszüge, dein ſanftes Schlummern ſagen: ich lebe und mir iſt wohl. Ja der Allgenugſame und Allbarmherzige wird dir reichlich erſetzt haben und erſetzen, was du ſcheinſt hier verloren zu haben. Und ewig, ewig bleibt dir mein Herz, und bin ich auch deiner Liebe gewiß.“ Und nun ſtrömten wieder ihre Thränen aber beruhigender; und wieder lehnte ſie ſich auf ſein Haupt und ſeine Bruſt und küßte ihn. Niemand ſtörte ſie, überall war es ſtille wie in den einundzwanzig Särgen den Weg hinunter; leiſe nur bewegte der Nachtwind die Zweige der waldigen Halden und nur die Waſſer rauſchten das Thal hinunter. Der Mond ging unter über den nahen und hohen Felſen. Der Morgen röthete ſich im Gebirg. Sie ſah die oberſten Gipfel funkeln. Sie ſchaute durch Thränen dieſes noch nie geſehene Schauſpiel, die Hand auf den kalten Händen: „dein Beerdigungstag bricht an, mein lieber Andreas, wie herrlich ſchön und klar! Ja ich ſoll gewiß ſein, daß du aus der Finſterniß ins Licht gehoben biſt.“

Der Wächter trat hinzu und meldete: es kommen Aufſeher den Berg hinauf. Es dürfe Niemand bei den Särgen gefunden werden. Er hob den Deckel, den Sarg zu ſchließen, ſie that in denſelben den letzten Blick und zog ſich in ihre nahe Wohnung zurück.

Es wurde heller Tag. Es war der ſiebente Juni, der Trinitatis-Sonntag. Frühe ſammelten ſich bei den Särgen die Verwandten und faſt alle Arbeiter von beiden Seiten des Berges, ſammt ihren Frauen und Kindern, alle Bewohner des Dorfes Hauenſtein, viele von Iſenthal, von

Wieſen, Läufelfingen und ab den Höfen ringsum, auch viele der Gäſte, welche auf Frohburg, Kirchzimmern und den andern Sennereien ſich aufhielten. Die Väter, Söhne, Brüder und andere nächſte Verwandte der Hingeſchiedenen trugen ſchwarze Mäntel. Die Särge wurden auf Wagen geladen und mit weißen Tüchern gedeckt. Der Zug ordnete ſich und folgte den langſam geführten Wagen ſtille den Berg hinunter. Unmittelbar hinter dem Wagen, auf welchem Andreas Sarg lag, folgte Margarita, begleitet von der Engländerin, von welcher ſie zuerſt war aufgenommen worden, von ihren jetzigen Gaſtfreunden und den Leuten, bei welchen Andreas gewohnt hatte. Von den Arbeitern wurde allen Leid tragenden und beſonders auch Margariten viele Theilnahme erwieſen. Sie hätten auch noch alle Särge bekränzt, wenn ſie Zeit gefunden. Doch hing mancher Kranz um dieſes und jenes der einundzwanzig Kreuze, welche von Knaben vor den Särgen getragen wurden, denen im Prieſtergewande der Kaplan, Gebete ſprechend, voranſchritt, umgeben von Knaben, welche Weihrauchgefäſſe ſchwangen. Die Leute, bei welchen Andreas aus- und eingegangen, ließen Blumentöpfe nachtragen, Roſen und Nelken, um damit das Grab Andreas zu ſchmücken. „Es iſt Gottes Barmherzigkeit, daß wir nicht in den Särgen liegen“, dachten beſonders die ſiebenzig Arbeiter, welche dem Feuer und der Verſchüttung noch hatten entſpringen können. „Es iſt Gottes gnädige Rettung, daß unſer Vater, Sohn, Bruder noch lebt“, dachten die Angehörigen. Viele waren in ſich gekehrt, und folgten die Hände gefaltet und betend den Särgen. Die Reiſenden, welche den Berg heraufſtiegen, ſtanden ſtill; einer ſo traurigen Prozeſſion waren ſie noch nie begegnet. Sie ſahen nicht

ohne Rührung die allgemeine Trauer, die vielen Thränen beſonders der Wittwen und Waiſen. Ganz Trimbach ſtand an der Straße und ſchloß ſich dem Zuge an; ſo waren auch die Bewohner Oltens an das große Leichenbegängniß herausgekommen.

Unten bei der Kapelle in Trimbach, wo ſich die Straße öſtlich gegen Loſtorf wendet, lenkte der Zug in den Feldweg dem ſteinernen Kreuze zu, wo einmal eine Kirche geſtanden und wo ein Gottesacker geweſen war. Von dieſem Platze hatte dem Andreas geträumt; er hatte dort im Traume Reihen von Gräbern und auf demſelben ſeine Margarita geſehen. Sie gedachte, wie ſie auf den Platz trat, des Traumes, den ihr in einem ſeiner letzten Briefe Andreas erzählt und erkannte die Begräbnißſtätte, wie er ſie beſchrieben. „Es ſollte ſo ſein", dachte ſie nun: „er wird auch in ſeiner finſtern Todtenkammer dieſes Traumes ſich erinnert haben, und wie Gott ihn und mich dadurch an ein ſo frühes Ende und an ſeinen unabänderlichen Rathſchluß hat erinnern wollen." Wie ſie nun aber neben den frühern neunzehn Grüften die einundzwanzig geöffneten Gräber ſah, da ergriff ſie neuer Schmerz, ſie ſenkte das Haupt und weinte bitterlich. Die Särge wurden eingeſenkt. Die geretteten Arbeiter thaten es und ließen ihre Kameraden und Brüder, die nicht gerettet werden ſollten und welche ſie aus dem gemeinſamen Grabe herausgeholt hatten, jeden in ſeine ſtille Gruft hinunter. Die Verwandten merkten ſich, wo der Ihrige hingelegt wurde; ſo folgte auch Margarita dem Sarge ihres Andreas; er wurde gegen Oſten eingeſenkt in der letzten Reihe zu äußerſt am Rande des Begräbnißplatzes, zunächſt am alten ſteinernen Kreuze. Wie der Sarg auf die Sparren und die Seile gelegt wurde

über der Oeffnung des Grabes, kniete ſie noch nieder, lehnte das Haupt auf den Sarg und ſagte: „Auf Wiederſehen, Liebſter, Beſter, auf Wiederſehen! ſo gewiß Gottes Sonne in dein Grab ſcheint, ſo gewiß das heilige Kreuz da neben dir ſteht!“ Viele weinten wieder mit ihr. Leiſe wurde der Sarg niedergelaſſen, ſo leiſe und ſachte als möglich mit der ſchwarzen Erde überſchüttet, das weiße Kreuz auf den Hügel gepflanzt. Ein Arbeiter, der den Andreas beſonders lieb gewonnen, hängte einen reichen Kranz um das Kreuz; die Blumengefäſſe wurden links und rechts neben das Grabeskreuz geſtellt. Der Kaplan weihete auch dieſes Grab. Dann ſtand er auf den höheren Rand des angrenzenden Ackers, und vor der großen unter dem freien Himmel verſammelten Gemeinde ſprach er:

„Wir beugen uns tief in den Staub vor dir, o Allmächtiger. Deine Wege ſind Weisheit, auch wo wir ſie nicht verſtehen und lauter Licht und Segen, auch wo ſie für uns nur Finſterniß ſind und Jammer und Elend. Du haſt Gewalt beides über Leben und über Tod und du führeſt hinunter zu der Hölle Pforten und führeſt wieder herauf; deiner Hand kann Niemand entfliehen. Du erhöreſt Gebet, darum ſoll alles Fleiſch zu dir kommen. Allein du läſſeſt uns auch rufen: Herr, wie lange willſt du mein ſo gar vergeſſen? Wie lange verbirgſt du dein Antlitz vor mir? Wie lange ſoll ich Sorge haben in meiner Seele und Angſt in meinem Herzen? Aber im Namen deines Sohnes, deſſen Kreuz hier vor uns ſteht, ſollen wir zu dir beten: Dein Wille geſchehe! Mein Vater, iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir; doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Wer hat brünſtiger, ja heftiger gebetet als dein Sohn; ſein Schweiß fiel auf die Erde

wie Blutstropfen, dennoch nahmſt du den Kelch nicht von ihm. Dein Wille geſchah. Ach alle, welche wir hier begraben, mehr als ein halbes hundert Hausväter, Söhne, Brüder, ſie haben in tiefſter Noth gewiß im Gebet gerungen, unter heißen Thränen gefleht. Doch dein Wille geſchah. Alle die Ihrigen, die Eltern und Kinder und Freunde und Mütter und Bräute, ſie haben um Errettung der Verſchütteten zu dir geſchrieen unabläſſig Tag und Nacht. Doch dein Wille geſchah. Wir alle haben um ſie zu dir gefleht; in allen Kirchen nah und fern iſt das Volk vor dir auf den Knieen gelegen und hat zu dir gerufen: erlöſe ſie aus dieſen ſchrecklichen Tiefen, Finſterniſſen, Todesqualen; früh und ſpät lagen Flehende vor deinen Altären; bei deiner unendlichen Barmherzigkeit riefen wir dich an; um deines ewigen Erbarmens Willen in Jeſu Chriſto ſchrieen wir, ſei ihnen, ſei uns gnädig! Doch dein Wille geſchah. Ja viele wagten in der Liebe deſſen, der für uns am Kreuz geſtorben, ſich in Todesgefahren, um Brüder zu retten; ſo viele flehten wieder für die, welche retten wollten: Herr, laß es ihnen gelingen. Du ließeſt viele auch dieſer, die ſich opferten, den Tod finden. Dein Wille geſchah. Sie ſind nicht verloren, alle die nach deinem Rathſchluſſe im Dienſt der Liebe ſich hingaben, alle die ihre Seelen deinen Händen empfohlen; wer könnte ſie aus ihres Heilands Händen reißen? Aber dein Wille geſchah. Denn du regiereſt, o Herr. Du ſchaueſt die Erde an, ſo bebet ſie; du rühreſt die Berge an, ſo rauchen ſie. Du ſprichſt: Berathet einen Rath und es werde nichts daraus, redet ein Wort und es beſtehe nicht. Du machſt zu nichte die Gedanken der Liſtigen, daß ihre Hände nichts Beſtändiges ausführen können. Wenn du nicht baueſt, ſo

arbeiten die umſonſt, die am Werk bauen. So vieles unternimmt der Uebermuth ohne dich; aber du ſprichſt: Verflucht iſt der Mann, der ſich auf Menſchen verläſſet und hält Fleiſch für ſeinen Arm und mit ſeinem Herzen vom Herrn weichet. Ja deine Rechte, o Höchſter, kann Alles ändern; deine Rechte behält den Sieg. Die größten Werke der Menſchen, was ſind ſie vor den deinen; du winkſt, ſo ſind ſie nicht mehr und ſind zu Staub verweht. Die Bahn, welche durch dieſes Gebirg führen wird, geht nun durch das ſchauerlichſte Grab und die fernſten Geſchlechter ſollen hier immer wieder erinnert werden an ihre Ohnmacht und an deine Allmacht. Dir allein, Herr, gebührt die Majeſtät und Gewalt und Herrlichkeit. Du regiereſt für und für; wir aber vergehen. Du richteſt der Welt Enden. Ueber alle Welt gehen deine Gerichte. Warum du gerade dieſe Brüder, deren irdiſche Hülle wir hier beſtatten, ſterben und ſo ſterben ließeſt, das wiſſen wir nicht. Aber das wiſſen wir, du willſt auch uns demüthigen. Du könnteſt auch uns durch ähnliche Trübſal aus dem Leben gehen laſſen. Beſſeres haben wir nicht verdient. Deine Güte will uns zur Buße leiten. Du erſchütterſt uns tief und durch und durch, daß wir aus der Sicherheit aufgeſchreckt wachen und beten. Wir haben auch in deinen ſo dunkeln Führungen keinen andern Troſt, als den uns dein Sohn gegeben hat. Sein Kreuz ſteht da. Es ſteht ſchon Jahrhunderte hier in dieſem Aehrenfeld. Es wird da ſtehen, wenn die alten und neuen Bauten alle zerfallen ſind. Es wird ſtehen über der neuen Erde. Es ſieht mit ſeinem unendlichen Troſte als das Siegeszeichen der Auferſtehung auf dieſe Gräber her, als der ſichere und einzige Wegweiſer durch die dunkeln, unterirdiſchen Gänge und Verſchüttungen

und Verpeſtungen unſerer Zeitlichkeit in die wahre Lebensluft hinaus und in das Licht der Ewigkeit. Und ſo bitten wir dich, allmächtiger Gott, ſtärke du uns, daß wir hier und überall im Leben und Sterben ſagen: Dein Wille geſchehe! Dein Wille iſt gerecht und gut! Gib ihnen und uns die Ruhe der Ewigkeit! Ihnen und uns laß leuchten das ewige Licht. Amen!"

Nach dieſer Grabrede verlas der Geiſtliche noch ein Schreiben der Bau-Unternehmer, in welchem ſie allen Hülfeleiſtenden dankten, den Hinterlaſſenen Unterſtützung nach Kräften verſprachen, um ſo mehr da der Verluſt eines Gatten, Sohnes, Vaters, Bruders durch Nichts erſetzt werden könne.

Im Kreiſe des Leichenbegleites wurden dann ſchon an den Gräbern Gaben geſammelt zunächſt für die verlaſſenen Wittwen, für brodloſe Waiſen. Mancher Arbeiter und Tagelöhner ſteuerte eine nach ſeinen dürftigen Verhältniſſen große Summe.

Eine reiche Familie, welche auf der Frohburg weilte, bot auch Margariten mit herzlicher Theilnahme eine Unterſtützung. Sie dankte für die Tröſtung: „Gott richtet mich auch durch Sie auf", ſagte ſie, „doppelt erquickend iſt mir ſo menſchenfreundliches Mitleiden, da ich in der Fremde bin und in ſo ſchmerzlichen Leiden. Unterſtützung hat mein Herz wohl nöthig und Gott läßt mir ſie auch durch Sie werden. Für mein äußeres Fortkommen hat er ſchon geſorgt. Geben Sie die Gabe, welche Ihre Güte mir beſtimmte, den wirklich Bedürftigen." Und ſie nannte ihnen die Wittwe, welche, als ſie ihren Gatten unter den Todten erblickte, mit ihren ſechs Kindern zum Gebet niedergeſunken war.

Margarita ſtieg dann allein auf einem einſamen Pfade den Berg hinan, ſchaute oft zum ſteinernen Kreuz hinunter und kam in Andreas Kammer. Hier war noch alles, ſo wie er es morgens am achtundzwanzigſten Mai verlaſſen hatte. Da hing noch ſein Gewand, in welchem ſie ihn auf der Hinreiſe zum letzten Mal geſehen; da war ſein Tiſch, auf welchem er ihr geſchrieben, vor dem Fenſterchen blühten einige Blumen, zwiſchen denen hindurch er ins Gebirg hinüber geſehen; auf dem Tiſche ſtand ein Glas, darin hatte er ein Paar ſeltene Bergblumen geſtellt, ſie waren nun gewelkt; da lag auch noch ſein Tagebuch bis zum ſiebenundzwanzigſten Mai fortgeſetzt; ein Verzeichniß der von ihm geleiteten Arbeiten, der von ihm beaufſichtigten Arbeiter, ihrer Arbeitſtunden und Taglöhne. Das Alles war ihr wieder unendlich ſchmerzlich; ſie lehnte das Haupt auf den Tiſch und weinte lange.

Die Hausleute ſtörten ſie nicht; ſie hatte gebeten, man möchte ſie den Nachmittag allein laſſen.

Jetzt erſt dachte ſie, daß ihr am Sarge das Geld, das ſich bei Andreas gefunden, ſei übergeben worden und ſeine Uhr, ſein Neues Teſtament und ein Schreibbüchlein. Sie legte das alles auf den Tiſch. Das Teſtament ſchien viel geleſen. Sie öffnete das Schreibbüchlein, es enthielt meiſt Rechnungen, Bemerkungen über ſeine Arbeiter und deren Verrichtungen. Sie blätterte weiter; da hieß es: Am achtundzwanzigſten Mai, Donnerſtag Morgens um zehn Uhr ging ich in den Tunnel zur Arbeit in der Abtheilung 18 mit folgenden Arbeitern. Ihre Namen waren aufgezeichnet. Aber nun war mit Bleiſtift weiter geſchrieben; ſie ſahs mit Schrecken und Zittern; und wendete die folgenden Blätter und ſiehe: ſie hat von ihrem Andreas noch

ein Tagebuch in Händen, ſeine letzten Buchſtaben, ſeine Sterbensgeſchichte — vom achtundzwanzigſten Mai noch acht Tage weiter: „Gott im Himmel“, rief ſie, „ſo nahe war die Rettung!“ Sie mußte ſich faſſen, um nun leſen zu können. Und ſie las:

„Donnerſtag Nachts. Ob, was ich ſchreibe, noch ein Sterblicher leſen, ob es mit mir auf ewig begraben ſein wird, weiß ich nicht. Erlöst uns Gott, ſo bleiben mir dieſe Blätter, die ich gleichſam in meinem Grabe ſchreibe, heilige Gedenkblätter. Werden ſie bei mir gefunden, wenn ich ſchon ausgeathmet habe, und noch ans Tageslicht gezogen werde, ſo lieſeſt du ſie vielleicht, liebe Margarita, und ſie ſagen dir, daß ich deiner bis zu meinem letzten Odemzuge gedacht.

Wir ſind in einer ſchrecklichen Lage. Was ich befürchtet, geſchah. Ich ſprang, was ich mochte, noch in den hinterſten Tunnel und rief zur ſchnellſten Flucht. Viele wollten nicht glauben. Ich ſelber ſtürzte fort, ich hätte noch entfliehen können, aber ich glitſchte auf dem naſſen Wege aus, und vor mir praſſelten die rauchenden Balken mit dem Schutte des Schachtes in den Tunnel herab. „Zu ſpät! zu ſpät!“ ſchrieen, ſeufzten, die mit mir enteilen wollten. Einige ſtießen Verwünſchungen aus über ſolche Unternehmungen. Andere fluchten, daß man ſie nicht frühe genug gewarnt und hinausgerufen. Es waren gerade die, welche mir nicht hatten glauben wollen. Die meiſten waren todtenblaß und ſtumm und ſtarr vor Schrecken. Der Rauch zwang uns, in den Tunnel uns zurückzuziehen.

Ein Engländer zuerſt ſprach uns Muth ein: „Ich bin ſchon neun Tage verſchüttet geweſen; wir friſteten unſer Leben mit Waſſer und mit dem Talg unſerer Kerzen. Im

ſchlimmſten Fall haben wir für längere Zeit Nahrung. Pferde ſind mit uns eingeſchloſſen. An Thee, Rum, Oel und Kerzen iſt ein Vorrath vorhanden. Aber jetzt gilts, in Ruhe und Ordnung die Arbeiten von außen abzuwarten. Gewiß ſind die ſchon am Werk. Hunderte können und werden uns helfen, deß dürfet ihr gewiß ſein. Sie werden raſtlos arbeiten und es iſt möglich, daß wir ſchon Morgen wieder befreit ſind. Aber Ihr müßt Euch freiwillig einer Ordnung fügen, die wir jetzt verabreden wollen, damit nicht, was die einen etwa verſuchen, den andern und allen verderblich werde."

Viele ſagten: das wollen wir. Andere waren wie taub, andere wie ſinnlos. „Wir müſſen hinaus!" riefen ſie, und ergriffen das Werkzeug, den Schutt zu durchgraben „Thut das nicht!" ſagte ich, „Ihr kommt im Rauch um oder im Kohlendampf. Laſſet beides durch den offenen Schacht ſich verlieren!" Es half nichts; etwa zehn oder zwölf eilten vorwärts und fingen an zu graben. Sie ſind an ihrer Arbeit erſtickt und liegen in den Löchern des Schuttes, die ſie gegraben. Einige hatten das Rohr der Luftleitung zerbrochen und hofften aus demſelben geſundere Luft zu erhalten. Umſonſt. Wir aber holten die ſieben Pferde und haben ſie zu hinterſt in den Tunnel gebracht. Der Rauch hat ſich etwas gemindert. Das Waſſer aber am Schutte ſchwillt an. Allein wir hören außerhalb graben und ſo wird dem Waſſer bald wieder Abfluß werden.

Der Bach, der lauteres Trinkwaſſer iſt, kann uns dann noch retten helfen. Einzelne haben auch noch etwas Brot bei ſich.

Wir haben uns in Rotten getheilt, die einen wachen, während die andern ſchlafen, die einen lauſchen auf Alles,

was ſich von außen hören läßt, die andern beſorgen die, welche ſich übel befinden, denn einige ſind vom Schrecken auch vom Rauch und der ſchwülen Luft angegriffen.

Ich halte gerade Wache und ſitze etwas hinter dem Rauche mit einigen andern auf einem Schubkarren. Wir hören draußen graben. Der Rauch mindert ſich, er ſcheint durch den Schacht aufſteigen zu können.

Die mit mir Wachenden bitten mich, ihnen aus der Bibel vorzuleſen; ich thue es.

Freitag, den 29. Mai Abends.

Wie ich geſtern noch die Wache hatte, hörten wir Waſſer in den Schacht ſtürzen. Rauch und Dunſt mehrte ſich wieder. Ich weckte den Engländer. Er erſchrack. Er war meiner Meinung, ſie ſollten im Schacht dem Feuer, Rauch und Dunſt freien Abzug laſſen; dieſes heruntergeſchüttete Waſſer könnte uns verderblich ſein. Wir waren froh, daß von dem ſich ſchwellenden Tunnel-Bache die Maſſen Steinkohlen neben der Schmiede umgeben und vom Feuer abgeſchloſſen wurden. Wir ſtellten uns, ſo viele noch unſer waren, an den Schutt und riefen: „Nicht Waſſer! löſchet nicht! öffnet! öffnet!“ Allein ſie ſcheinen uns weder draußen noch droben gehört zu haben. Denn von oben wurde heute noch den ganzen Morgen Waſſer heruntergeſtürzt.

Das Graben draußen hat aufgehört. Einige der Unſern werden angſthafter. Andere waren nicht mehr zu halten, ſie verſuchten neuerdings, durch den Schutt zu brechen. Der Engländer wollte ſie mit Gewalt hindern, er iſt aber in der Nähe des Schuttes mitſammt den übrigen erſtickt.

Ich ſchlug vor, eine Quer-Wand in der ganzen Breite und Höhe des Gewölbes aufzuführen. Wir hätten Laden und Balken genug. Wir könnten uns gegen Rauch und

Dunſt und Stickluft abſchließen. Die Mehrheit ſtimmt mir nicht bei. Sie iſt muth- und kraftlos; die meiſten ſind außerordentlich ſchläfrig; auch ich lege mich auf ein Brett hin, vielleicht zum ewigen Schlaf. Wie Gott will!

Samſtag, Abends den 30. Mai.

Der Schlaf hatte uns die vorige Nacht etwas erquickt. Ich und einige andere wir wären noch im Stande zu arbeiten. Aber ohnmächtig laſſen wir die Hände ſinken. Ach ſpürten doch dieſe gänzliche Ohnmacht ſo viele, die da meinen, Gott ſelber und ſeine unendliche Kraft und ſeinen Willen überwinden zu können, mit dem er die Welt regiert. Wir ſind in ſeiner Hand; dieß iſt unſer einzige Troſt. Es iſt wohl der letzte Samſtag, den wir hienieden leben. Und wenn wir auch wieder ans Tageslicht gebracht werden, ſo iſt ihm unſer Auge auf ewig geſchloſſen. Aber du, o Gott, wirſt den Morgenſtern aufgehen laſſen unſern Seelen.

Jetzt brauche ich meine Kameraden im Grabe nicht mehr aufzufordern zum Gebet und zum Bibelleſen. Sie ſagen ſelber: Andreas, bete mit uns, lies uns vor aus Gottes Wort. Ich las ihnen heute die Geſchichte vom verlornen Sohn, das fünfzehnte Kapitel des erſten Briefes an die Korinther und etliche Pſalmen, den zweiundvierzigſten und die andern ähnlichen Inhalts.

Wir hörten heute draußen nicht mehr arbeiten. Hat man uns aufgegeben? Einigen war es, ſie hörten das Geräuſch von Feuerſpritzen. Müßte alſo wieder neuerdings Feuer ausgebrochen ſein?

Einige wurden heute zum Sterben ſchwach. Auch ihnen können wir nicht helfen. Wir haben noch etwas Rum. Wir ſparen ihn für die ſchwächer Werdenden, allein es

erfacht ihnen die erlöſchende Lebensflamme nur noch für Augenblicke.

Seit wir nicht mehr graben hören, liegen die Meiſten muthlos hin und wünſchen ſich den Tod.

Nur der Hunger nöthigt ſie noch, ſich zu regen. Brot haben wir keines mehr. Wir werden endlich eines der Pferde ſchlachten müſſen, ehe dieſe alle auch verhungern. Einige haben die Taſchen der Entſchlafenen durchſucht, ob ſie nicht Brot oder andere Nahrung finden. Wir riethen ab; ſie aßen dennoch, was ſie gefunden.

Wie danke ich Gott, daß ich mitten in den Schrecknissen des Grabes und des Todes ſein Wort des Lebens für mich und die andern bei mir habe, in der Jugend auch eine Menge unſerer Kirchenlieder auswendig lernen mußte. Sie ſind mir jetzt alle gegenwärtig. Alle Tage bete ich ſie ſelber und bete ich ſie den Todesgefährten vor: So mangelt uns doch nicht die geiſtliche Speiſe. Ein wahrer Balſam ſind nun mir, und jetzt kann ich ſagen, allen andern die Lieder: Was Gott thut, das iſt wohlgethan, oder: Warum ſollt' ich mich dann grämen, oder: Nicht ſo traurig, nicht ſo ſehr, oder die Sterbenslieder: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende; Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Und ſo lege ich mich in Gottes Namen auch wieder nieder und ſage:

Fahr hin! die andere Sonne,
Mein Jeſus, meine Wonne
Gar hell in meinem Herzen ſcheint.

Pfingſt-Sonntag, den 31. Mai.

Es ſind in dieſer Nacht vom Samſtag auf den Sonntag wieder etliche entſchlafen. Sie wünſchten, ich möchte

noch mit ihnen beten. Unſere Lieder ſind ein lebendiges Gebetbuch. Einige der im Ende liegenden waren noch von ſchweren Gewiſſensqualen gepeinigt. Die Sterbenden erleichterten ihr Herz durch Bekenntniſſe gegen mich. Ich tröſtete ſie mit dem Evangelium: im Himmel iſt Freude über einen Sünder, der Buße thut, und: heute wirſt du bei mir im Paradieſe ſein.

So helfen die Sterbenden den Sterbenden; wirklich heißt es von uns:

Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen.

Die Schwankenden drücken den Hingeſunkenen noch das Auge zu. Wir müſſen ſie liegen laſſen wo ſie im Tunnel ſich ſelbſt hingelegt. Wir ſind zu ſchwach, Gräber zu graben. Wir ſind ja alle in Einem Grab. Werden wir aufgefunden, ſo werden wir dann neben einander gelegt werden, Gruft an Gruft.

Wie wir heute beiſammen ſaßen, ſagte mehr als einer: Es iſt Sonntag. „Ja“, ſagte ich, „heiliger Pfingſt-Sonntag. Wenn Gott wollte, er könnte auch über uns einen Sturm daher brauſen laſſen, er könnte durch ein Erdbeben unſern Kerker öffnen, wie er ihn dort den Apoſteln geöffnet hat. Aber auch hieher kann er uns ſeinen heiligen Geiſt ſenden: daß wir ſagen: leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn. Tauſende könnten heute unter der herrlichen Pfingſtſonne Pfingſten feiern und thun es doch nicht. Nicht wahr, meine Brüder, wenn uns Gott wieder ins Leben hinausführen würde, wir wollten dieſen Pfingſttag ewig nie vergeſſen und ihn unſer Leben

lang feiern mit Lob und Dank. Aber auch hier wollen wir ihn feiern. Gott iſt gegenwärtig, laſſet uns anbeten.“ Ich betete dieſes herrliche Lied. Wenn wir im Gebirge Schätze von Edelſteinen finden, was wären ſie alle gegen dieſes Eine Lied? Ich las ihnen dann die Pfingſtgeſchichte vor und aus dem zweiten Brief an die Korinther das fünfte, ſechste und das zwölfte Kapitel und einiges aus den Abſchiedsreden des Herrn, auch die Einſetzung des heiligen Abendmahls. „Ach könnten wir's genießen!“ ſagten einige. „Wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind“, antwortete ich, „da bin ich mitten unter ihnen, tröſtet der Herr; und ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und wie er hingegangen iſt und hat gepredigt den Geiſtern im Gefängniß, ſo iſt er auch bei uns in den Finſterniſſen des Todes und richtet unſere Füße auf den Weg des Friedens.“

Wir knieeten wieder hin wie ſchon oft und beteten unter heißen Thränen. Und Gott ſtärkt uns wieder und rettet unſere armen Seelen vor Verzweiflung.

Pfingſt-Montag, den 1. Juni.

Wir hören ſeit geſtern vorn im Tunnel wieder arbeiten, ebenſo das Summen eines Ventilators. Auch in unſerem Raume wird die Luft verdorbener. Es wagt ſich keiner mehr vorwärts zu den Leichen. Diejenigen, welche ſich nicht warnen ließen und wieder dorthin vordringen wollten, kehrten nicht mehr zurück. Dort fänden wir einen ſchnellen Tod. Allein wir wollen ausharren, ſo lange es Gottes Willen iſt.

Heute iſt Pfingſt-Montag: An dieſem Tage hoffte ich mit dir, o du liebe Margarita, wieder heimzukehren. Ach biſt du hergekommen, ſo ſtehſt du an meinem Grabe. Du

würdeſt hereindringen und uns retten, wenn du könnteſt. Doch du beteſt auch mit uns, das weiß ich; ja ich fühl' es. O du liebe Seele; Gott erleichtere auch dir deine Schmerzen!

Es vermehrt unſern Jammer, wenn hier die Hausväter ſeufzen und klagen um ihre Frauen und Kinder, die Söhne um ihre hülfloſen Eltern; und ich bin nicht der einzige, der meint, um ſeiner theuren Braut willen ſollte ihm geholfen werden. Dann knieen wir wieder hin und beten für die Unſrigen, daß euch Gott tröſte, daß er die Wittwen und Waiſen und Verlobten nicht verlaſſe.

Dienſtag, den 2. Juni.

Es iſt ſchon der ſechste Tag unſerer Verſchüttung. Wir ziehen unſere Uhren ſorgfältig auf und zählen die Stunden. Ach ſie werden lang und immer länger. Wir danken Gott, je mehr Stunden wir ununterbrochen ſchlafen können. So drückt uns dann doch nicht unſer Elend. Und Gott ſtärkt uns wieder durch den Schlaf. Ja ich träumte ſogar von Erlöſung. Ich ſtand mit dir, Margarita, auf den grünen Höhen des Berges, in deſſen Tiefen wir begraben ſind. Wir ſchauten Hand in Hand in all die Schönheiten des Landes. O wenn uns Gott dieſes Glück noch ſchenkte! Wie würden wir hinknieen und ihm danken! Aber wie Gott will! Im Himmel wird es noch ſchöner ſein und dort werden wir auch miteinander anbeten und lobpreiſen. Dort wird kein Tod mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen.

Dieſes las ich heute vor aus der Offenbarung. Wir ſind wohl dem ewigen Lichte näher als dem Tagesſchein, dem wahren Vaterland näher als der irdiſchen Heimat.

Mehrere ſind dieſe Nacht und dieſen Morgen wieder

entſchlafen. Es werden, wenn auch der Schutt heute oder morgen durchbrochen wird, nur noch wenige gerettet.

Doch hören wir noch nicht graben. Sie müſſen draußen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gefunden haben.

Mittwoch, den 3. Juni.

Wir hörten die ganze Nacht wieder am Schutte graben. Auch war uns, es tönte draußen vor dem Schutte ein dumpfes Rufen. Einige meinten, das Blaſen von Signalhörnern vernommen zu haben. Wir wären jedenfalls zu ſchwach, um zu antworten. Vorwärts wagen wir uns nicht mehr. — Jetzt iſt's wieder ſtill geworden. Man kann, ſcheint es, nicht vordringen. Wir ſind aufgegeben. So haben wir denn unſere Seelen in die Hände Gottes empfohlen und ihn um Verzeihung aller unſerer Sünden gebeten, und um ein ſchnelles und ſeliges Ende ihn angefleht. Wir verzeihen auch allen, die uns je beleidigt und gekränkt und bitten: verzeihet auch uns, vergeſſet, was wir gefehlt. Betet für uns!

Am Abend. Wir hören wieder arbeiten. Aber wir ſterben, ehe ſie durchdringen. Die Luft wird immer ſchwüler. Es dringt Stickluft gegen uns. Auch nimmt der Hunger überhand. Wir haben ein Roß geſchlachtet. Wir könnten ſo unſer Leben noch länger friſten. Aber die Hitze nimmt zu, das Athmen wird ſchwerer. Ach wie qualvoll! bei geſundem Leibe nicht friſch athmen zu können. Wir ziehen uns aus, wir lehnen den Kopf über den Bach; es dünkt uns, wir athmen etwas leichter. Aber die vielen Leichen um uns her vermehren den ſchrecklichen Dunſt. Wir athmen unter Verweſenden. Ach Herr, wie ſo lange!

Donnerſtag, den 4. Juni.

Viele ſind dieſe Nacht entſchlafen, auch jene wenigen unter uns, welche die tiefſte Noth nicht zum Beten ge-

bracht. Sie blieben verſtockt bis ans Ende. Sie ſpotteten unſer, verwünſchten das Schickſal, den Zufall und die blinde Natur.

Wir ſind alle auf das Gewölbegerüſt geſtiegen. Die Luft unten wird immer verdorbener. Wie wir das Pferdefleiſch braten wollten, brannte das Feuer nicht mehr, auch unſere Kerzen erloſchen. Wir haben auf das Gerüſte hinauf den Waſſerkrug, Oel und einige Lampen genommen und ſie aufgehängt. Sie brennen nur ſchwach; es ſind die Lichter in unſerer eigenen Gruft.

Donnerſtag Nachts. Ich bin aus Bangigkeiten erwacht. Meine Kameraden ſchlafen; einige wenige neben mir athmen noch ſchwach. Ich höre die Arbeit näher kommen. Ich wage mich nicht von der Stelle. Das hinuntersteigen iſt mein gewiſſer Tod. Herr, wie du willſt! Ich übergebe mich dir ganz und gar! Tröſte meine Margarita! Theure Seele

So weit ging das Tagebuch. „Allmächtiger", ſagte Margarita, „ſo nahe war die Rettung. Aber es war dein heiliger Wille, o Gott; er ſollte ſchon jetzt dahin kommen, wohin wir alle berufen ſind. Und du ließeſt ihn ſelig entſchweben aus den Tiefen der Verweſung. — Dich erquickt nun die reinſte Himmelsluft. Und ich bin bei dir und bleibe dein." So ſenkte ſie den Kopf auf das Büchlein und weinte lange. Da Margarita länger allein geblieben, öffnete die Hausfrau leiſe die Kammerthüre, nachzuſehen, ob der Trauernden etwas zugeſtoßen. Margarita ſagte: „ſehet den Abſchied und das Vermächtniß meines Andreas. Gott tröſtet mich damit des Beſten. Ich weiß, daß mein Freund als ein Chriſt und im Frieden des Herrn heimgegangen iſt."

Am folgenden Tage wurde Margarita von der Hausmutter jener reichen Familie beſucht, welche einen Sommeraufenthalt auf der nahen Frohburg machte. Sie bot ihr nochmals ihre Hülfe an. „Ich will mich“, ſagte Margarita, „fürderhin ganz der Führung Gottes überlaſſen. Der Menſch denkt und Gott lenkt. Eins aber bitte ich für jetzt, Sie auf die Frohburg begleiten zu dürfen, um von dort auf meines Andreas Grab hinunter zu ſehen. Er hatte ſich gefreut, wie wir miteinander von dieſen grünen Höhen in die ſchöne Welt da hinaus blicken werden und jetzt will ich von dort zu ihm hinüberſehen in die beſſere Welt.“

So ſtieg ſie dann auf die Frohburg hinauf und von einer nach Trimbach hinunter ſehenden Höhe, ſchaute ſie lange nach dem ſteinernen Kreuze zunächſt dem Grabe ihres Andreas.

Sie erfuhr die wenige Zeit, die ſie noch auf Hauenſtein blieb, viel Theilnahme. Selber der Bauer der Sommerau war von ihrem und des Andreas Schickſal ſo gerührt, daß er ihr ſchrieb und eine nicht geringe Gabe ſchickte, welche ſie hinwieder jener Wittwe ſchenkte.

Auf eigenen Antrieb und unter Vermittlung jener reichen Frau trat ſie dann in eine Diakoniſſen-Anſtalt